13

JOHANN VON LEERS

Kanonen über der Steppe

CHOMTON

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT + STUTTGART + BERLIN + LEIPZIG

Leers / Kanonen über der Steppe
J
12-18

Kanonen über der Steppe

Der Kampf am Tschal-Dagh (S. 85)

Johann von Leers

Kanonen über der Steppe

Erzählung
aus dem revolutionären Durchbruch
der ersten Nachkriegsjahre

Etwas von den
Kämpfen nach dem
1. Weltkrieg
zu seinem Geburts
am 25. . 2.
sein alter Freund

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig

Mit 18 Abbildungen im Text, einem farbigem Titelbild und einem mehrfarbigen Deckenüberzug von Werner Thomton

Zweite Auflage

Nachdruck verboten / Printed in Germany / Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, Übertragung durch Rundfunk, des Vortrags und der Verfilmung, vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Weiß flattern die hellen, lieben Tauben um die weißen, ſchweigſamen Mauern der baufälligen alten Moſchee, ſteigen auf in die Luft und ſenken ſich zur Erde. Die weißen Tauben Gottes ſind gut, er ernährt ſie alle aus Barmherzigkeit, er, der Allerbarmer, der Herr der tauſend Namen. Die Mittagsſonne ſteht grell am Himmel, vom Hafen kommt Geruch von Fiſchen und Tang, der herbe Geruch faulenden Waſſers. Es fault viel Waſſer in Saloniki.

Ein kleiner Junge, auf ſchmalem Kopf den Fez, das Zeichen des Türkenknaben, des Angehörigen des Herrenvolkes, das ihn von den Juden und den „Giaur", den Chriſten, den Verblendeten, die den Propheten nicht anerkennen wollen und zu drei Göttern beten, unter-

ſcheidet, ſitzt an dem leiſe plätſchernden Brunnen, deſſen Tropfen monoton in das Steinbecken fallen. Er hat ſich zurückgelehnt an den Brunnenrand und blinzelt in die Sonne.

Die Tauben flattern, der Brunnen plätſchert und plaudert leiſe wie aus uralten Märchenzeiten. Der Junge träumt vor ſich hin. Hier, auf dieſem abgetretenen Stein, da iſt nach dem Freitagsgebet in der Moſchee einſt der Paſcha zu Pferde geſtiegen. Dumpf raſſelten die Heerpauken, hell klirrte das Geſchirr der Pferde. Bunt und ſtrahlend in der ägäiſchen Sonne ſind hier die Janitſcharen gezogen, die Tſcherkeſſen. Die Schellenbäume lärmten, die Pfeifen ſchrillten. Von hier ſind die Heereszüge ausgezogen zum ſtrahlenden Heer des Großherren, dem Allah tauſend Jahre geben möge. Hier um dieſen Stein iſt es aufgerauſcht aus rotgefärbten Bärten, beim Klang der Säbel, wild, todbereit: „Padischahim tschok yascha!" „Lang lebe unſer Kriegsherr!"

Der Junge hat träumend die Augen geſchloſſen. Er ſieht vor dem innern Auge den Kriegerzug vorübergleiten, die Wildfalken-Feder am Turban, die Sättel ſilberbeſchlagen und knirſchend — er ſieht Reiter und Fußvolk, die kurzen, ſchweren Feldſchlangen, beſpannt mit Maultieren, vorüberziehen zum Heere des Padiſchah im fernen Stambul, zur Ruſſenſchlacht. Verrauſcht, vorbei.

Die Tauben flattern. Der Platz iſt ſtill und menſchenleer in glaſiger Mittagsglut. Es träumt ſich leicht unter dem verſinkenden Halbmond, in dem müden alten Türkenreich. Die Schatten der Moſchee werden länger, die Ecken der Häuſer färben ſich ſilberblau. Es geht auf Nachmittag. Der Brunnen plätſchert noch immer. Am Brunnen liegt ein Stein ...

Wir ſchreiben das Jahr 1907.

Der Junge rafft ſich auf, wirft den Haarſchopf zurück, fährt raſch in die Pantoffel und geht mit ganz unorientaliſch raſchen Schritten quer über den Platz zum Hafen hinunter. Er tritt in der alten, krummen Gaſſe geſchickt über die Schmutzhaufen hinweg, zwiſchen den Häuſern, die weiß und tot, abgeſchloſſen zur Straße hinunter, in den Nachmittag hineinträumen.

Je näher er dem Hafen kommt, desto mehr belebt sich das Straßenbild. Hohe Spanioljuden mit dunkelglutenden Augen eilen vorüber, griechische Händler mit europäischen Anzügen und Strohhüten, eine Blume kokett im Knopfloch, stehen vor ihren Läden und schwatzen. Ein uralter, weißbärtiger Türke sitzt wie eine im Gewühl der Straße vergessene Erinnerung an Tausendundeine Nacht vor seinem Laden mit Teppichen und saugt an der Nargileh. Eine frische Brise weht von der See herüber.

Da — Militärmusik! Der Junge horcht auf. Ein Bataillon rückt von der Felddienstübung wieder ein. Der Jüs-baschi, der Hauptmann, sitzt schwarzbärtig auf seinem Pferd, die deutsche Militärmusik rauscht und donnert durch die Straßen. Die griechischen Kaufleute sehen böse weg, die Spanioljuden lassen sich in ihren Geschäften nicht im mindesten stören. Der Junge ist wie elektrisiert. Musik, Soldaten! Er läuft neben dem Bataillon her, in seinen grauen Augen leuchtet es auf. Das ist doch etwas anderes, als morgens in der Koranschule den alten langweiligen Mollah seine Verse rezitieren hören.

Schwer klingt der Schritt der Soldaten auf dem holprigen Kopfsteinpflaster. Die Musik schmettert und klirrt. Die roten Feze wippen. Auf den Gewehren blitzen, nach Balkanart, die langen Stoßbajonette. Die Soldaten des Padischah! In die verschlafenen Gesichter der Türkenjungen am Hafen kommt ein Leuchten. Unsere Soldaten, seht, ihr Griechenhunde, ihr schmutzigen Juden, ihr Bulgaren und Zinzaren, Levantiner und ihr „Tschapkaly", ihr fremden Hutträger! Die Bengel laufen mit dem Bataillon. Was Mollah und was Ruhe und Feierlichkeit — die Musik jubelt, die Soldaten marschieren!

Der kleine Achmed spürt zum erstenmal das Lied seines Lebens erklingen, ein wildes, herrisches, kühnes Lied. Der „Hohenfriedberger", gespielt von einer recht mäßigen türkischen Militärkapelle, lockt durch Saloniki. Bewundernd sieht der Junge zu dem Jüs-baschi auf. Ach, auch einmal so vor der marschierenden Truppe reiten können, wenn die Musik klirrt und trommelt und pfeift. „Asker" — Soldat, Krieger sein! Hier ist Männlichkeit, Größe, Schönheit. Seine Lippen formen zu den schmetternden Melodien des deutschen Marsches ein wildes, uraltes Soldatenlied seines Volkes

„Wie ein wilder Falk hoch im Berge, wie ein weißer Falke im Himmelsblau . . .“

Die Muſik bricht ab, die Wache an der Kaſerne tritt ins Gewehr, der lange Zug des Bataillons ſchwenkt in den Kaſernenhof ein. Mit großen Augen dreht ſich der elfjährige Achmed um, ſchreit die zwanzig, dreißig Jungen, die mitgelaufen ſind, blitzend aus grauen Augen an: „In Gruppen angetreten! — Stillgeſtanden! Rechtsum kehrt! Marſch!“

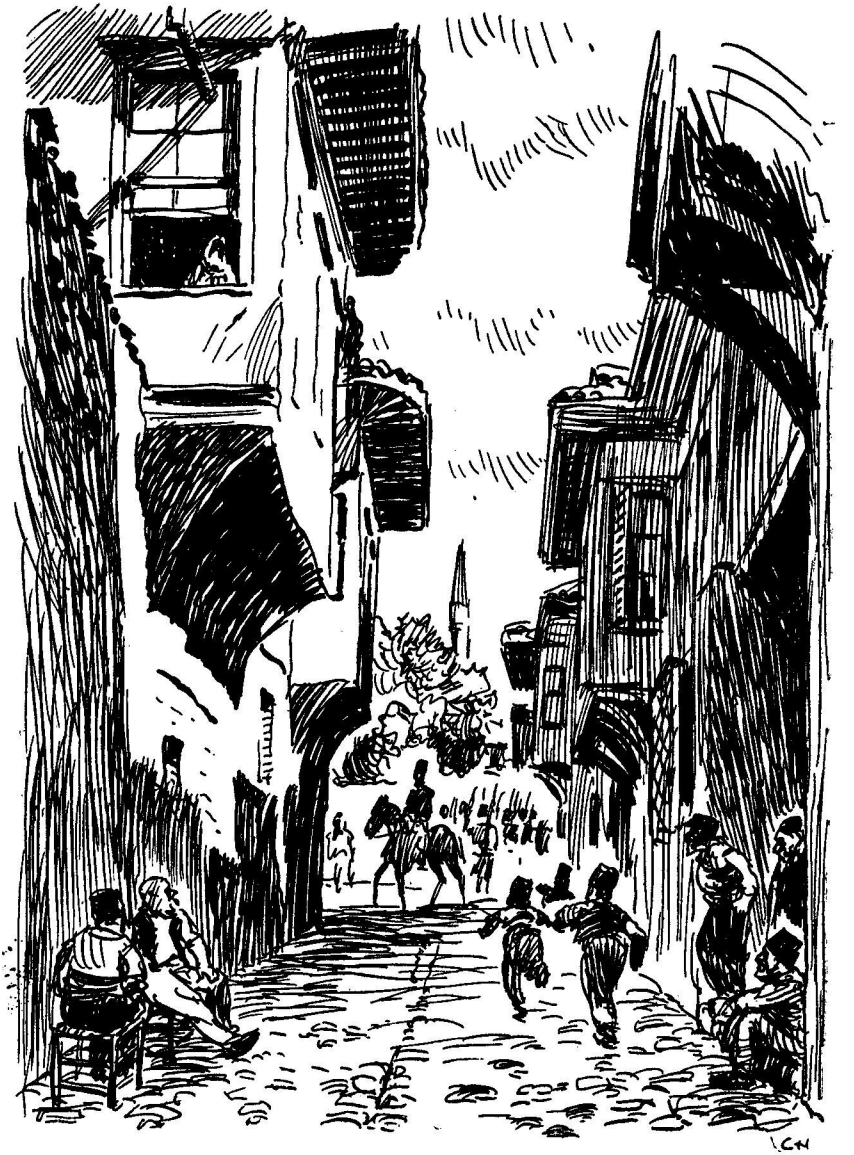
Die kleine, braune Jungenfauſt geballt, ſetzt er ſich wie ein alter Soldat an die Spitze der kleinen Abteilung und marſchiert mit ihr hinunter zum Hafen, um den Vater zu ſuchen. Noch immer klingt in ſeinem Herzen die Melodie des Marſches, das Lied ſeiner Sehnſucht, ſeines Lebens.

Ein Junge marſchiert in einem ſterbenden Reich.

Spöttiſch ſehen zwei dicke griechiſche Kaufleute hinter den Jungen her. „Die Bengel machen den kranken Mann auch nicht wieder geſund!“

Der kranke Mann! Über ein ſterbendes Reich ſpinnt die Todesſpinne ihr graues, müdes Netz. Eine Todesſpinne? Viele Spinnen der Verweſung und des Verfalles. Der Stern der Osmanenſultane iſt im Verbleichen. Eine gewaltige Todesſpinne ſitzt an der Newa und ſpinnt ihr Netz. Im Kabinett des ruſſiſchen Auswärtigen Amtes liegt das Gift, das dem ſterbenden Türkenreich tropfenweiſe verabreicht werden ſoll, um den Weg frei zu machen nach Zargrad, nach Konſtantinopel, der leuchtenden, uralten Paläologenſtadt, wo einſt die Erobererfauſt eines türkiſchen Großkhans das doppelte griechiſche Kreuz von der Hagia Sophia, der Kirche der Heiligen Weisheit, herunterbrach und ſtolz den Halbmond, das uralte türkiſche Feldzeichen, aufpflanzte.

Zargrad! Für jeden rechtgläubigen Ruſſen liegt hier die große Verheißung. Peters des Großen Teſtament und wirtſchaftlicher Zwang zur See weiſen das Ruſſentum gegen Süden. In den Kirchen mit den Zwiebelkuppeln beten die langhaarigen Popen immer wieder um die Stunde, da einmal ein „Zar prawoſlawnij“, ein rechtgläubiger



Zar, Konſtantinopel heimholen wird aus den Händen der Ungläubigen. Fäden gehen von der Newa herab zur Save, nach Belgrad, der „weißen Stadt". Unvergeſſen iſt dort die Zeit, als das ſerbiſche Volk unter der Fauſt der Türken lebte. Und, ihr Brüder, leben nicht noch Tauſende von Serben unter dem verfluchten Joch der Turbanträger? Im Offizierscafé in Topſchider klingen Gläſer, ſtoßen ſchnurrbärtige, hochgewachſene Offiziere an: „Auf den Tag!"

An der Grenze, hoch in Bergesklüften, hocken die wilden Männer des niemals erſterbenden Grenzkampfes zuſammen, auf den Gewehren eingekerbt die Striche, von denen jeder einen erſchoſſenen Türken bedeutet. Drunten liegt Mazedonien, liegt Stip und Monaſtir, Üsküb mit ſeinen weißen Moſcheen und der Ochridaſee. Die Komitadſchi lauern. Morgen, übermorgen, wenn die Nacht dunkel iſt, wenn der Mond ſich verſteckt hat, wird man über die Grenze gehen, den verhaßten Türken die Kugeln in den Leib jagen — und den Bulgaren, den verfluchten Hunden, natürlich auch. „Smert ili svoboda — Tod oder Freiheit!"

Dieſe Männer des Grenzkampfes, urwüchſig, ungebrochen, tapfer wie der Bär des Hochgebirges, kalt wie der Luchs, zäh wie Stahl, haben keine Nerven. Wen eine Türkenkugel erwiſcht, über den ſchlagen ſie ſtumm das Kreuz, nehmen ihn auf den Rücken, tragen ihn hoch in die Berge und begraben ihn beim Frührotſchein in der blutigen mazedoniſchen Erde. Pardon wird dort oben nicht gegeben, weder von Bulgaren noch von Serben, weder von Türken noch von Albaneſen. Man iſt dem Tod gegenüber ſtill geworden. „Der Tod iſt ein ſchwarzes Kamel, das vor jeder Tür niederkniet!" ſagt der türkiſche Soldat, und: „Allah iſt ewig, der Erbarmer."

Drüben, gegen Oſten, in ſchwerer Bauernhand das ungefüge Gewehr, lauert Bulgarien, lauert der Komitadſchi des bulgariſchen Volkes. Unter ſtruppigen Lammfellmützen blitzen dunkle Augen aus wilden, ſtarkknochigen Geſichtern. Noch länger haben ſie unter dem Türkenjoch geſtanden, und viele von ihnen leben noch immer darunter. Wir ſchreiben 1907. Volk ſteht dort in den Reihen der Komitadſchi. Was ein ehrlicher, tapferer Burſch iſt, der muß ſchon einmal in „die Berge" gegangen ſein, zur „Druſchina", zur Bande. Im Blockhaus hoch in den Bergen ſitzen ſie beim Kienſpan zuſammen, einer ſingt vor,

und der Chor fällt ein in das wilde Lied von Hadschi Dimitr, dem Volkskämpfer und Räuber. Aus rauhen Kehlen steigt das herrliche Mazedonierlied zu den verqualmten Bohlen der Decke auf: „Voran, höher die Herzen! Voran in den ewigen Kampf! Die Tyrannen erstickt in ihrem Blute und fechtet euch die Freiheit frei!"

Die paar jungen Studenten strahlen über ihre kraftvollen, schönen Gesichter, wenn der alte eisgraue Komitadschi Dmitri Pawlow mit heiserer Stimme ein uraltes Lied von der Grenze singt. Morgen, übermorgen werden auch sie hinabziehen von den Bergen zum Kampf für Volk und Freiheit, für Land und Größe!

Und über den Piräus leuchtet die Sonne. Das griechische Volk jubelt seinen Evzonen, seinen kühnen Jägerbataillonen in den bunten Uniformen und den weißen Röckchen zu. Panhellas will werden! Die Kaufleute der Städte, die Fischer der Inseln fühlen sich jeder einzelne ein neuer Themistokles, der einst die asiatischen Barbaren vertrieb, ein Epaminondas, ein Harmodios und Aristogeiton, die den Tyrannen ermordeten. „Oisomai de xiphos ... — Tragen will ich das Schwert, gehüllt in Myrten", deklamiert hingerissen ein junger Student. Die Evzonen marschieren. Über den Trümmern der Akropolis leuchtet die Sonne! Wo soll Großgriechenland seine Grenzen haben? In Saloniki — nein, mehr will der junge Nationalismus der Hellenen! Über Konstantinopel muß die griechische Fahne wehen, Kleinasiens Küsten, das alte Jonien muß wieder griechisch werden wie in alter Zeit, wie zu Perikles Tagen! Fort mit dem Türken, dem Barbaren, irgendwohin in seine Steppen! Groß-Hellas will werden!

Volk steht rings an den Grenzen des müden Reiches, stoßbereit, jung, seiner selbst bewußt. In Petersburg spinnt die Spinne an ihrem Netz, alle andern Kabinette spinnen mit. Der „kranke Mann" am Bosporus liegt auf dem Sterbelager. Die Erben, denen er nicht rasch genug stirbt, warten auf seine Todesstunde. Vielleicht lebt er überhaupt nur, weil die Erben sich über die Erbschaft noch nicht verständigt haben. Er hat keine Freunde mehr in der Welt. Kranke Menschen, auf deren Erbe bereits die Feinde warten, wo der Tod bereits vor der Tür ist, haben keine Freunde mehr. Kranke Reiche auch nicht. Der einzige Freund ist Deutschland. Aber Deutschland ist fern. Also muß man sich durchwinden, die Eifersucht der andern gegenein-

ander ausspielen, mit kleinen Mitteln kleine Erfolge zu erzielen versuchen. Die Reichsteile liegen weit verstreut. Von Yemen bis nach Bosnien bewacht der türkische Soldat ein Riesenreich, dessen Last er allein tragen muß. Tripolis liegt fern in Afrika, in jedem Ernstfall abgeschnitten — wo sind die Zeiten des Horuk und des Caireddin Barbarossa hin, dessen türkische Flotten das Mittelmeer beherrschten? Ein paar alte Klapperkästen liegen am Goldenen Horn und spielen türkische Flotte, Allah dankend, daß sie nicht als wandelnde Behinderung, eine sehr, sehr langsam wandelnde Behinderung, der Seefahrt weggenommen und ins nächste Museum eingeliefert werden.

Von diesen Dingen weiß der kleine Achmed einiges mehr, als europäische Kinder im gleichen Alter wissen würden, denn zu Hause ist er schon der kleine Bey. Die Zeit der Kinderspiele ist lange vorüber, und da man ihn ernst nimmt, so nimmt er sich auch selber ernst.

Er sitzt wieder am Kai, läßt die Beine über die Mauer baumeln, blinzelt nach den weißen Schiffen und träumt seinen Soldatentraum weiter. Der weiche Wind von der Ägäis hüllt seinen Schleier um die große Handelsstadt, die noch immer eine wirtschaftliche Zentrale des alten türkischen Reiches ist, nur daß die Türken selber am wenigsten in ihr wirtschaften.

Würde man Achmed fragen, ob er Geschäfte machen, Handel treiben wolle, er würde seine dunkeln mandelförmigen Augen ganz groß aufreißen und dem Beschauer unendlich verwundert sagen: „Allah nehme deinen Verstand in seinen gnädigen Schutz . . .“ Er will Soldat werden, vorweg reiten vor der Musik, wenn die Bataillone des Großherrn in die Russenschlacht ziehen. Geschäfte machen, Schiffe befrachten, das sollen lieber die andern tun. Wenn sie dann noch bezahlen, daß der Soldat zu leben hat, seine Oliven hat, seinen Kanten Brot, seine schönen hellen Zigaretten, dann ist die Welt in Ordnung. Und von dieser natürlichen Ordnung ist Achmed tief überzeugt. Es gibt eben Herrenvölker und Knechtsvölker, wie es Löwen und Esel gibt; der eine kann nichts vom andern werden. Achmed jedenfalls ist entschlossen, ein kleiner Löwe zu sein — und die Eselsarbeit möglichst von andern machen zu lassen.

Die kleine Bahnstation, das heißt eine Wellblechbude neben einem Haufen gestapelter Schienen, liegt in glühender Sonne. Hier wird gebaut. Im weißen Tropenanzug, eine blaue Brille vor den empfindlichen Augen, Notizbuch und Metermaß in der Hand, geht Oberingenieur Doktor Jäger die Bahnstrecke herauf, die abgesteckt nach Süden in unendliche Ferne ausläuft. Hier graben türkische Arbeiter die Bahn, die fertig werden soll, um die so viel Blut in wenigen Jahren fließen wird. Konstantinopel, es gibt schon wieder Türken, die es Istambol in ihrer eigenen Sprache nennen, will mit dieser Bahn die Brücke schlagen zu der alten Märchenstadt von Tausendundeine Nacht, zur Stadt der Kalifen, dem sagenberühmten Bagdad. Hier sollen die Soldaten des Großherrn herunterfahren und einen festen Wall bilden können, wenn das Reich wieder angegriffen wird. Das ferne Deutschland, dem nach allen Seiten der Weg an das freie Meer verlegt ist, steht hinter diesem Bahnbau, gibt sein Geld und gibt seine Ingenieure für die Bagdadbahn, die einen der größten Kriege der Weltgeschichte entzünden soll.

„Ja-wasch, ja-wasch ... langsam, langsam" — sehr rasch geht die Arbeit nicht vorwärts. Die Eile ist vom Scheitan, und wenn Doktor Jäger auf der langen Bahnstrecke, die er auf seinem Esel beritten zu überwachen hat, nicht gelegentlich mit einem lauten „tschobuck, tschobuck!" dazwischenfahren würde, dann würde es noch viel, viel langsamer gehen. Hier kann Zeit nicht gestohlen werden, denn die hat jedermann im Überfluß. Der Barmherzige, der Allerbarmer hat auch den morgigen Tag geschaffen. Warum soll man sich da am heutigen so abplagen?

Es ist nicht ganz leicht, unter solchen Umständen eine Eisenbahn zu bauen, noch dazu, wenn fünfundneunzig Prozent der daran arbeitenden Leute niemals eine gesehen haben und auch niemals sehen möchten. Denn was soll dem Gläubigen eine solche Maschine nützen? Sie stört seine Ruhe, sie zwingt ihn, mehr zu arbeiten und sie hilft ihm gar nichts — denn er will ja gar nicht nach Bagdad fahren.

Anderseits, was für kühne Köpfe unter diesen Leuten, welch ernster, freundlicher Umgang. Nichts von Verbissenheit oder halblaut geäußertem Haß, wie so oft bei europäischen Arbeitern. Im Gegenteil, eher eine ruhige Würde, in der verhaltener Stolz und große Zurückhaltung

liegt. Hier wird nicht gebrüllt und nicht laut kommandiert, es geht alles leiſe zu, beinahe gemeſſen.

Doktor Jäger hat ſich langſam an die Art des Volkes und an ſeine Sprache gewöhnt, kann ſelber ſtundenlang ſitzen und ſich mit den beiden alten türkiſchen Vorarbeitern mit den kurzen weißen Vollbärten und den gewaltigen Muskeln auf den magern braunen Armen unterhalten. In der kleinen Stadt hat er ein kleines weißes Häuschen zur Verfügung geſtellt bekommen, auf dem die Sonne blitzt und lacht, nur noch achtzig Kilometer von dem deutſchen Kollegen Doktor Hörmann entfernt, der dort auch im weißen Anzug mit der Sonnenbrille, Zirkel und Reißbrett tätig iſt und ſich ſeit zwei Monaten abquält, die Strecke durch eine eigenſinnige Sanddüne hindurch zu legen, die der ſtille Wind immer wieder trotz aller Anpflanzungen über die Gleiſe treibt. Er hat ſich eine ganze Sammlung alter merkwürdiger Scherben und Töpfe angelegt aus der kleinen Römerſtadt, die hier vor fünfzehnhundert Jahren vom Sand langſam zugedeckt worden iſt. Zweimal hat er Doktor Jäger beſucht und ſeine ſchönſten Funde mitgebracht, einen armloſen Apollo und einen Bacchantenfries, den die türkiſchen Erdarbeiter ihm eiligſt übergeben hatten als ein häßliches Götterbild der „Rumanler", die viele Götter angebetet haben, weswegen an einem Tag und in einer Nacht der Sand ihre große Stadt verſchüttet hat. Nur ein ganz alter, nachdenklicher Mann hat den Apollo für „Iskender", für Alexander erklärt, denn daß der Alexanderzug einſt hier vorüberführte, das wiſſen die Leute noch und erzählen merkwürdige Geſchichten von dieſem großen Sultan, der die Welt erobern wollte und ſo jung ſterben mußte.

Wir ſchreiben das Jahr 1911.

Seit einigen Tagen hat Doktor Jäger ſeinen zwölfjährigen Jungen aus der Deutſchen Schule in Stambul zu ſich geholt, das einzige Kind ſeiner viel zu früh geſtorbenen Frau. Der kleine Dietrich iſt in der Fremde weit über ſein Alter hinaus reif geworden. In der deutſchen Penſion in Stambul, in der er mit vier andern Jungen zuſammen iſt, kann er das nicht ſo zeigen. Aber hier im fernen Kleinaſien, wo vierzehnjährige Jungen ſchon ſelbſtändig Karawanen führen, wo man mit

fünfzehn Jahren heiratet, wo die Menſchen raſcher reifen, iſt auch er lange zum „kleinen Bey" geworden. Seinen Namen „Dietrich" können die Türken nicht recht ausſprechen, ſie nennen ihn lieber „Kütſchük Bey — kleiner Herr".

Unter dieſem Namen kennt ihn der alte Ortspoliziſt mit dem großen, herunterhängenden weißen Schnurrbart, dem man nachſagt, er habe in ſeiner Jugend ſogar ſchreiben können. Von dieſer Kunſt hat er freilich ſeit mindeſtens vierzig Jahren keinen Gebrauch mehr gemacht, dafür kennt er aber jedes Wild und jedes alte Ruinenfeld in der Gegend und ſteckt voll krauſer Märchen und halbwahrer Erzählungen aus den alten Zeiten, als dort oben auf dem verfallenen Seldſchukenſchloß noch die Kara Osman Oghlu herrſchten, das große Fürſtengeſchlecht, deſſen letzte Söhne dann der Großherr in Stambul erdroſſeln ließ. „Hep gitdi bitdi — alle weg und hin!", meinte der alte Poliziſt. Aber da gehen ſie noch um, oben auf der Burg, ehe das Morgenrot aufſteht, ſatteln ihre goldbeſchlagenen Pferde und wollen zur Rache reiten. Allah gebe ihnen Ruhe, der Allerbarmer, der Ewige!

Kütſchük Bey — ſo nennt ihn auch der alte Kaffendſchi, bei dem Dietrich abends manchmal ganz ſtill zuhört, was die alten Männer erzählen, merkwürdige Geſchichten vom „Billur Köſchk", vom Diamantenzelt, oder Erlebniſſe aus dem Ruſſenkriege unter Osman Paſcha, die der halbinvalide, dicke Schuſter Muſtafa berichtet. Hier hört Dietrich auch, wenn er von ſeinen Streifzügen in die weite, kahle Steppe, ſeinen Teſching umgehängt, mit einem Haſen oder Rebhuhn zurückkommt, was an Neuigkeiten in der Hauptſtadt ſich ereignet hat. Der untrügliche Telegraph des Orient, das Bazargerücht, bringt es bis an die entlegenſte Stelle. Said hat es von Mehmed gehört und Muſtafa vom Said, und plötzlich weiß man ganz genau Beſcheid, welcher große Mann drüben in Stambul erhoben iſt zu der Gnade des Großherrn — Allah gebe ihm tauſend Jahre — und wer geſtürzt iſt von ſeiner Höhe. Beim Kaffendſchi laufen die Gerüchte zuſammen und werden beim Gluckſen der Waſſerpfeifen weitererzählt mit bedächtigem Kopfnicken. Da iſt der Ortsvorſteher, der Kaimakam Halim Bey, der trotz ſeiner ſechzig Jahre für einen Neuerer gilt. Er ſitzt hier draußen in dem fernen Neſt, weil er einſt allzu laut für Midhad Paſcha ge-

ſchwärmt hat, welcher der Türkei eine moderne Verfaſſung hatte geben wollen, genau wie die Franken ſie haben, als ob Allah ſo etwas dulden könnte! Manchmal ſpricht er davon, daß vieles anders werden müſſe im alten Bau der Türkei, daß die jungen Offiziere auch ſchon ganz anders dächten und auch vieles anders werden würde, jetzt in wenigen Monaten, in wenigen Wochen.

Der alte Mullah Abd ul Kerim, „der Knecht des Ewigen", ſchüttelt da nur mißbilligend ſein Haupt. „Die Menſchen wollen immer alles neu machen — aber ſo, wie Allah, geprieſen ſei ſein Name, die Welt eingerichtet hat, ſo hat er ſie auch haben wollen. Man kann leicht ſich verſündigen, wenn man da klüger ſein will."

Die kleine Stadt iſt ſehr ſtill. Sie iſt auch ſtill geblieben, als in der Hauptſtadt der große Umſturz kam, als der Großherr Abdul Hamid abgeſetzt wurde und ſein Bruder den Thron des Padiſchah beſtieg, als der große Kaufmann Muktar Bey eine Poſtkarte herumzeigte mit einem jungen Offizier mit ſchwarzem Schnurrbart und kühnem Geſicht, der das alte Land wieder geſund machen ſollte und dem der Sultan darum ſeine eigene Tochter zur Frau gegeben hatte. Und dann hatte man in der Provinzialhauptſtadt den dicken alten Wali Schemſi Paſcha abberufen, den die Leute alle den „Fiſcher" nannten, weil er immer wartete, ob er irgendwo Goldſtücke angeln konnte, und ſtatt ſeiner — ein Zeichen, daß die Welt ſich ſehr geändert hatte — einen ganz jungen Mann von fünfzig Jahren eingeſetzt, der noch kein graues Haar im Bart hatte, eine Uhr mit Uhrkette trug, in Paris ſtudiert hatte und im Verdacht ſtand, heimlich Klavier zu ſpielen.

„Wenn er wirklich mit einem Hut auf dem Kopf herumgehen ſollte, werde ich ihn ſelber feſtnehmen", ſchwor ſich der alte Ortspoliziſt, von dem man plötzlich ſchriftliche Berichte eingefordert hatte, und der ſich nun tagelang abmühte, auf einem ſchon ganz fleckigen Stück Papier einige zuſammenhängende Schriftzeichen niederzulegen. Eines Abends kam er ſchließlich — Doktor Jäger war noch draußen an der Bahn — zu Dietrich und fragte ihn, ob er wohl einen alten Mann ſehr glücklich machen könnte. Seit jenem Tag ſchrieb Dietrich den örtlichen Polizeibericht.

Der Lärm der unruhigen Zeit drang nur von fern in die kleine Stadt. Es war an einem Freitagabend, als Doktor Jäger mit ſeinem

Jungen zuſammen im kühlen Schatten hinter dem Hauſe ſaß. Ein dicker Packen deutſcher Zeitungen und Bücher, die, an der Strecke entlang weitergegeben, jede Woche einmal dieſen abgelegenen Vorpoſten des Bahnbaus erreichten, waren angekommen.

„Es ſieht merkwürdig unruhig in der Welt aus", meinte Doktor Jäger. „Ich glaube, das Ungewitter, das ſchon ein paarmal heraufgezogen iſt, kommt jetzt doch näher. Der Überfall der Italiener auf Tripolis iſt bloß ein Vorſpiel."

„Weißt du, Vater, als ich vor vier Tagen drüben in Tſcherkaß-Köi war, dieſem widerlichen Tſcherkeſſenneſt — in der ganzen Gegend ſind

dieſe Kerle unbeliebt wegen ihrer Diebſtähle und ihrer Roheit —, da ſagte mir nachher unſer alter Osman, der Poliziſt, er hätte vor vierzehn Tagen bei einem Tſcherkeſſen, den er wegen Viehdiebſtahl feſtnahm, eine funkelnagelneue engliſche Mauſerpiſtole gefunden. Kannſt du dir das erklären? Wie kommen engliſche Waffen hier herauf und gerade in die Hand des allerunzuverläſſigſten Teiles der Bevölkerung?"

„Das iſt merkwürdig. Die Armenier ſollen ebenfalls plötzlich fremde Waffen haben, und ich bin gebeten worden, unauffällig den Sicherheitsdienſt an der Bahn zu verſtärken, habe dazu auch plötzlich vier Zaptiehs, berittene Poliziſten, bekommen. Natürlich grenzenlos faule Burſchen, die nur Geld und Zigaretten haben wollen. Aber das iſt doch ein Zeichen, daß man die Lage für bedrohlich hält. Ich glaube, die Bulgaren und Serben, wahrſcheinlich auch die Griechen, wollen ſich in den europäiſchen Beſitz der Türkei teilen. Es ſieht bedrohlich nach Krieg aus, und mit dieſem verſchlafenen Volk kann man keinen Krieg gewinnen. Sie ſind einfach zu faul, am liebſten würden ſie ſogar das Eſſen und Rauchen aus lauter Bequemlichkeit noch aufgeben. Dabei ſind ſie eigentlich geſchickt. Was unſere Nieter an der Bahn fertig bekommen mit ihrem geringen Handwerkszeug, iſt aller Achtung wert!"

Dietrich ſah ſeinen Vater an. „Weißt du, das iſt ſo merkwürdig, ich glaube, in jedem Menſchen und in jedem geſunden Volk — und geſund ſind ſie hier ſchon — ſteckt eine heimliche Kraft. Die ſchläft bloß manchmal, aber irgendwann, vor ganz großen Aufgaben oder in einer ganz großen Not, da erwacht das, und dann wundert ſich alles, daß man dieſe Kraft nicht früher geſehen hat."

Die beiden ſahen in den Abend hinaus, der raſcher und raſcher niederfiel. Oft wunderte ſich Doktor Jäger über ſeinen nachdenklichen Jungen, und manchmal fühlte er, daß der Junge für ihn, den techniſchen Menſchen des zwanzigſten Jahrhunderts, der ganz naturwiſſenſchaftlich dachte, der nur in Formeln, Zahlen und praktiſcher Arbeit lebte, irgendwie zu nachdenklich war. Gewiß, auch er konnte mit den alten Türken zuſammenſitzen und ihren beſinnlichen Reden lauſchen, wenn ſie dort, wo bei ihm die Logarithmentafel und das Formelbuch ſtand, plötzlich Gott einſetzten. Er tat ſich einiges darauf zugut, daß er in ihrer Art mitſprechen konnte, aber im letzten erſchien

ihm das alles einfach als eine Zurückgebliebenheit, die man als zivilisierter Mensch nicht mitmachen könne, die irgendwie rührend, aber auch komisch sei.

Dietrich empfand manchmal die Fremdheit dieses Landes fast noch stärker als sein Vater. Und doch ging es ihm anders. Der Geist des fremden Volkes, unter den ihn das Schicksal geworfen hatte, zog ihn an, und das Rätsel, wie ein altes großes Soldatenvolk, vor dem die Welt einst gezittert hatte, so einschlafen konnte, empfand er als das Rätsel einer fremden Seele, die ihm irgendwie sehr fremd und dann plötzlich ganz nah und beinahe lieb erschien.

Als Dietrich wenige Tage später wieder nach Stambul heimfuhr zur Schule, stand das politische Gewitter schon hoch am Horizont. In Mazedonien war ein neuer Aufstand ausgebrochen, und im Hafen von Konstantinopel erzählte ihm sein armenischer Mitschüler Jonassian bereits, daß es sicher Krieg geben werde, sein Vater habe auf einer Geschäftsreise in Griechenland gehört, es gehe los.

In der Stadt war eine merkwürdige Unruhe. Truppen rückten abends spät noch aus, und vor dem neuen Parlamentsgebäude, in dem das jungtürkische Parlament tagte, hatten sich lärmende Menschenmassen angesammelt, das ganze bunte Stambul mit seinen Levantinern, Juden, Griechen, Negern, Armeniern, Kurden und sonstigen Menschen, unter denen die langen türkischen Polizisten wie die Brückenpfeiler aus einem reißenden Strom hervorragten. An solchen Tagen war es nicht ratsam, sich als Europäer allzu viel auf der Straße sehen zu lassen. Das Volk war in Unruhe, der Hafenpöbel in Bewegung, die Mohammedaner durch ihre Softas, ihre geistigen Studenten aufgehetzt, und allzu leicht konnte der „Hutträger" von irgendwelchen rohen Kerls angefallen werden.

Wenn auch der Deutsche als Freund des Reiches bekannnt war, an solchen Tagen machte der Fanatismus wenig Unterschiede unter den „Ungläubigen". Und erst recht konnten Provokateure einen Gefallen daran finden, gerade Deutsche anzufallen, um in solchen Augenblicken Zwietracht zu säen.

Wenige Monate später war der Sturm losgebrochen. Was keiner

erwartet hatte, war geſchehen. Die türkiſche Armee iſt vor Adrianopel von den Bulgaren aufs Haupt geſchlagen, die Feſtung ſelber eng umzingelt. Die Maſſen des türkiſchen Heeres fluteten auf die Hauptſtadt zurück, ſetzten ſich hinter den Tſchataldſchalinien feſt und erwarteten hier den Antransport neuer Regimenter aus Kleinaſien. In der Hauptſtadt ſelber tobten Unruhen, eine Gruppe verſuchte die andere aus der Regierung zu drängen. Der Kriegsminiſter war in der Kammer ermordet worden. Faſt jeden Abend zogen ſchwerbewaffnete Soldatenabteilungen durch die Stadt.

Wer wird zuerſt einmarſchieren? In raſchen Stoßkolonnen drängte ſowohl die griechiſche wie die bulgariſche Armee auf Saloniki. Wer dieſe ſtrahlende Stadt hat, vor der im Mittelalter zweimal die Heere bulgariſcher Zaren ſcheiterten, beherrſcht den Handel im Ägäiſchen Meer, gewinnt den Anſchluß an Leben und Reichtum des großen Welthandels. Im Wettlauf miteinander nähern ſich die Reiterabteilungen der beiden verbündeten Heere der Stadt. Das Bild auf den Straßen hat ſich merkwürdig geändert. Die Griechen erwarten bereits mit unverhohlener Freude den Einmarſch ihrer Landsleute, und die glutäugigen Spanioljuden haben tagelang gearbeitet, um ihre Reichtümer zu verſtecken. Denn in ſolchen Zeiten kann man nie wiſſen, wer geldbedürftiger iſt, und im ſchlimmſten Falle muß der Jude doch bezahlen.

Die türkiſche Garniſon iſt viel zu ſchwach, um die Stadt halten zu können. Vier Bataillone ſind ohnehin bei dem großen Laufen der Armee Zekki Paſchas bei Kumanowo gegen die Serben in alle Winde zerſprengt worden. Der Reſt kann nicht daran denken, die Stadt zu verteidigen, und die alten Landwehrväter, die Redifi, ſind militäriſch nichts wert. Tagelang liegt die Spannung über Saloniki, ob man räumen oder noch einmal kämpfen wird. Es iſt ein bitter ſchwerer Entſchluß, die größte Handelsſtadt des Landes preiszugeben.

Die erſten griechiſchen Patrouillen ſind bereits an der Stadtgrenze aufgetaucht. Da entſchließt ſich die Kommandantur zur Räumung. Die Beamtenfamilien und die wohlhabenden türkiſchen Familien ſollen mitfolgen.

Diesmal ſitzt Achmed nicht am Hafenkai und baumelt mit den Beinen. Er möchte mit den Soldaten, möchte mitfechten. Aber mit ſeinen

sechzehn Jahren wird man ihn trotz seines muskulösen Körpers nicht haben wollen. So lungert er in der Kaserne herum und versucht sich nützlich zu machen, schleppt einen ganzen Vormittag alte Säbel zusammen, die mit aufgeladen werden sollen und schlängelt sich dann zur Artilleriekaserne durch. Dort stehen die Geschütze aufgefahren, die mitgenommen werden sollen und für die in der ganzen Stadt Pferde ausgehoben sind. Die Garnison will versuchen, die vorhandenen zweiundvierzig Geschütze aus der immer enger werdenden Umklammerung noch herauszubringen.

Achmed schlüpft durch das kleine Tor zu dem in prallem Sonnenglanz liegenden Geschützhof. Was macht denn der einzelne Soldat dort? Der schraubt ja an den Verschlußstücken herum. Was will der Kerl damit? Jetzt hat er eines losbekommen, schleppt es um die Ecke herum. Mit katzenhaften Schritten eilt ihm der Junge der Mauer entlang nach. Da steht der Kerl tatsächlich, hat das Verschlußstück auf den Zysternenrand gelegt, ein Stoß, es fällt, erst nach einer Minute erfolgt dumpfes Aufklatschen. Der wirft ja die Verschlußstücke der Geschütze in den Brunnen!

Verräter, Spion! Sicher ein Grieche, Bulgare oder Levantiner im türkischen Militärkittel. Wie rächt sich jetzt, daß man all die unzuverlässigen fremden Völker in das Heer hereingenommen hat, das ganze Gerede vom allgemeinen Osmanentum, in dem sie alle aufgehen sollten! Das kommt davon, wenn Leute, die nur in Europa studiert haben, versuchen, ein Land zu gestalten.

Aber was tun? Schon hat der Kerl kehrt gemacht und ist wieder bei den Geschützen. In ein paar Minuten wird er das nächste Geschütz unbrauchbar gemacht haben. Lärm schlagen? Wahrscheinlich wird der Spion schießen und Achmed, der keine Uniform trägt, kommt noch selber in Verdacht. Eilig schleicht er sich an der Mauer zurück zur Kaserne. Dort sitzt gerade der Wachtmeister Ferik, dem Achmed gelegentlich ein paar Zigaretten von zu Hause mitgebracht hat, von den guten Zigaretten, die sein Vater raucht und die sonst nie in die Kaserne kommen.

Achmed setzt sich neben den alten Soldaten. „Dein Revolver — darf ich den nicht einmal putzen? Der hat es nötig."

Der Wachtmeister nickt, brummt bloß. „Mach aber keinen Unsinn

damit. Hier haſt du Lappen und Putzzeug, mußt das doch einmal lernen."

Der Junge hakt die Geſchoßkammer auf. Drei Schuß ſind noch drin. Er geht mit gefliſſentlich langſamen Schritten beiſeite, während der Wachtmeiſter, froh, einer langweiligen Arbeit überhoben zu ſein, die kleine Mittagspauſe benutzt, um noch einen Augenblick die Augen zuzumachen. In zehn Minuten wird geblaſen werden, in zwei Stunden abgerückt, und dann weiß niemand, ob man in den nächſten Tagen zur Ruhe kommt, denn es geht wohl mitten durch die bulgariſchen Vorhuten hindurch nach Oſten.

Achmed läuft, ſobald der alte Ferik die Augen geſchloſſen hat, lautlos wieder zum hintern Geſchützhof. Der Kerl hantiert tatſächlich ſchon am dritten Geſchütz. Er ſteht mit dem Rücken zum Eingang des Hofes und quält ſich mit dem nächſten Verſchlußſtück. Achmed will anlegen, da überfällt ihn plötzlich ein quälendes Gefühl, auf einen Menſchen zu ſchießen, dazu auf einen, der ihm ahnungslos den Rücken zukehrt. Er legt an und ſetzt wieder ab. Das Herz ſchlägt ihm bis zum Halſe. Da ruft er laut, mit einem ſchrillen Schrei. Der drüben dreht ſich um und klettert dann wie eine Katze an der Mauer hoch.

Bautz! Nun ſchießt Achmed, allerdings zu ſpät. Im ſelben Augenblick hat ihn von hinten eine Fauſt am Kragen.

„Was machſt du mit meinem Revolver?"

Der Wachtmeiſter ſteht mit aufgeriſſenen Augen hinter ihm, ſieht zugleich noch einen Stiefel über die Mauer verſchwinden, ſieht die fehlenden Verſchlußteile, rennt hinter dem Flüchtling her, klettert an der Mauer hoch.

Achmed läuft hinterher. „Das war ein Spion, der hat die Verſchlußteile in den Brunnen geworfen, darum habe ich auf ihn geſchoſſen."

„Aber nicht getroffen."

„Wenn ich ihn getroffen habe, willſt du mich dann als Soldat mitnehmen?"

„Du haſt ihn nicht getroffen!"

„Wenn ich ihn aber doch getroffen habe — nimmſt du mich dann mit? Kriege ich dann eine Uniform?"

Der Wachtmeiſter ſieht den Jungen an: „Inſch' Allah, wenn Gott will."

Das dürfte eine Bejahung ſein. Achmed klettert nun auch an der Wand hoch. „Natürlich habe ich ihn getroffen. Hier iſt Blut und hier iſt ein Stück Stoff."

Der Wachtmeiſter zieht das Stückchen Zeug zwiſchen den Händen lang: „Das iſt ja von der Hoſe! Du haſt ihn in den Hintern geſchoſſen, du junger Held!"

„Na, aber an deinem Wort halte ich dich jetzt feſt!"

Abends ritt Achmed tatſächlich in der Batterie mit, einen Karabiner umgehängt. Warum ſollte man ſchließlich einen Jungen, der ſchießen konnte, nicht mitnehmen? Sie marſchierten die ganze Nacht, die wenigen hundert Soldaten mit dem ganzen Troß der Flüchtlinge. Es war ſternenklar und kalt, ſchweigſam die Soldaten, geraucht durfte nicht werden. Ein Dorf, an dem ſie vorbeikamen, war menſchenleer, die Häuſer verbrannt. Ein totes Pferd mit dick aufgetriebenem Bauch lag an der Straße, offenbar ein Militärpferd. Bis hierhin alſo mußte der Feind ſchon vorgeſtoßen ſein. Die Wagen knarrten eintönig,

irgendwo im Zuge weinte ein kleines Kind, sonst hörte man nur das Janken der Sättel, das Klappern der Hufe und das dumpfe Poltern der Geschütze und Protzen.

In dieser Nacht machte sich Achmed seine eigenen Gedanken. Sie zogen immer noch nach Osten, Richtung nach Stambul, Richtung nach Asien. Vor zwei Jahren hatte er einen Griechenjungen auf der Straße angefallen, der ihm nachrief: „Ihr Barbaren müßt alle wieder nach Asien zurück!" Jetzt zogen sie ab, ein paar Kompanien Soldaten, eine Batterie und ein langer Troß alter Geschütze und flüchtiger Menschen. Das Ende eines Herrenvolkes? Woran lag es, daß die andern Völker alle gesund wurden und stark, daß man von ihnen lernen mußte, von den Franzosen, von den Engländern, von den Deutschen? Wie kam es, daß das türkische Schwert so zerbrach?

Achmed ritt nach vorne zu dem Wachtmeister. „Warum müssen wir immer zurück, warum werden wir immer besiegt?"

„Es ist der Wille des Ewigen", der grauköpfige Soldat nickte leise. „Er verteilt die Siege, er ist der Herr der Niederlagen. Es kommt alles aus seiner Hand."

Achmed wehrte sich innerlich gegen diesen Gedanken. Ein alter Vers fiel ihm ein: „Wie die Löwen sind wir gekommen, Gott, laß uns nicht wie die Hunde weichen."

Kurz vor Sonnenaufgang bekam der Zug Feuer. Eine lange Kette dunkler Gestalten war bei einer Gruppe von Weinbergen zu sehen. Mit leisem Surren pfiffen die Kugeln heran. Die vordersten Reiter schwärmten aus, warfen sich nieder. Ein Pferd bäumte, verhedderte sich in die Stränge eines Protzkastens und wälzte sich am Boden. Das Feuer wurde heftiger, zwei Geschütze, die rasch genug in Stellung gekommen waren, protzten ab und feuerten. Beim Troß der Flüchtlinge entstand heillose Unordnung. Unter dem Gelächter der Soldaten jagte plötzlich ein Ziegenbock, den Strick noch am Halsband, mit klägelichem Gemecker nach vorn, als ob er allein den Feind angreifen wollte. Zwei Reiter hoben die Arme hoch und brachen zusammen. Dumpf krachte der Artillerieeinschlag des Gegners.

In diesem Augenblick kam der alte Oberst Fewsi Bey, der lange in Deutschland gedient hatte, in einem versteckten Winkel seines Gehirns auf ein Stück der preußischen Dienstvorschrift. „Druff, druff!" be-

gann er zu brüllen, und obwohl ſeine Leute das fremde Wort nicht verſtanden, ging der anfeuernde Geiſt auf ſie über. Die Reiter, den Karabiner ſchußbereit, jagten auf die Linien des Gegners los, die Geſchütze polterten hinterher, ganz zuletzt der Flüchtlingstroß, die zweirädrigen Wagen neben requirierten Kutſchen. Die dünne bulgariſche Linie wich, ohne es zum Handgemenge kommen zu laſſen. Vielleicht fühlte ſie ſich dieſem plötzlichen Ausbruch der Verzweiflung gegenüber nicht gewachſen, vielleicht unſicher, was hinter dieſem merkwürdigen Sturmangriff von Reitern, Wagen und Ziegenböcken folgen könnte — jedenfalls, man ließ die Abteilung vorbei.

Hinter dem Dörfchen, an dem eben noch die Schützenlinie des Gegners gelegen hatte, ritt Achmed auf völlig erſchöpftem Pferd den Rand einer alten Kiesgrube hoch. Seine Lungen waren ausgepumpt, das

Haar klebte ihm in der Stirn, aber er hätte ſchreien mögen vor Jubel. Er riß den Karabiner an die Backe, ſtellte ſich breitbeinig in die Bügel und ſchoß hinter dem abziehenden Gegner her.

„Ein Volk bricht durch! Hört ihr, ein Volk bricht durch!“ ſchrie er frohlockend ihm nach.

In das große, etwas dämmerige Zimmer der Direktion in Berlin drang der Straßenlärm nur von fern herein. Milde Winterſonne leuchtete durch die Scheiben. Die beiden Herren, die ſich hier gegenüberſaßen, machten einen außerordentlich verſchiedenen Eindruck. Oberingenieur Doktor Jäger, braungebrannt, breit, mit dem kurzen Vollbart, den man damals noch im Orient tragen mußte, um nicht von den Landesbewohnern für unmündig angeſehen zu werden, ſtach durch ſeine wuchtige männliche Figur ſtark ab von dem Stubengeſicht Direktor Markmanns, der ſich hinter ſeinem ſchweren Diplomatenſchreibtiſch ein wenig wie verbarrikadiert gegen alle Störungen des Lebens ausnahm.

„Sie müſſen nicht immer von Ihrem kleinaſiatiſchen Winkel aus die Bedeutung unſeres Krams dort überſchätzen. An Krieg denkt hier in Berlin kein verſtändiger Menſch. Unſere engliſchen Geſchäftsfreunde denken auch nicht daran. Niemand, der ſeine fünf Sinne zuſammenhat, wird auf den Gedanken kommen, heutzutage, wo jeder Tag Kriegführung Millionen koſten würde, einen derartigen Unſinn loszulaſſen. Sehen Sie, das habe ich vor ein paar Tagen aus England geſchickt bekommen, das iſt ein Buch von Norman Angell „Die falſche Rechnung“. Der Mann beweiſt England klipp und klar, daß es bei einem Krieg nichts verdienen und viel zuſetzen würde. Und wir kennen doch die Engländer, nicht wahr? Wo kein Geſchäft iſt, da ſpielen ſie nicht mit.“

„Ich wünſchte bloß, Sie hätten recht. Bei uns da unten ſieht es ganz anders aus. Alle Welt weiß, daß Franzoſen, Ruſſen und Engländer ſich geeinigt haben auf Koſten von uns, von Öſterreich und von der Türkei, daß man eng zuſammenarbeitet . . .“

„Ach, das iſt ja Quatſch. Das ſind vorübergehende kleine politiſche

Geſchäfte, auf die Dauer ſind der Walfiſch und der Bär zu keinem Bündnis zu bekommen. Und im übrigen, warum ſollen wir ſo ſchwarz malen? Wir tun doch niemand etwas, wir wollen die Welt ja nur friedlich durchdringen, warum ſoll da irgend einer etwas gegen uns haben?"

„Gerade deshalb. Dieſe friedliche Durchdringung glaubt uns kein Menſch. Jeder vermutet, wir hätten dabei ganz beſondere Hinterliſtigkeiten vor, und alles mißtraut uns."

„Sie ſind ſchon gänzlich vertürkt, mein Lieber, mißtrauiſch wie ein eiferſüchtiger Paſcha! Hier ſpüren wir gar nichts davon. Die engliſche Flotte kommt nach Kiel zu Beſuch, vor unſerm Heer haben ſie alle Bange, und die Ruſſen nehme ich überhaupt nicht ernſt. Wenn die ſich rühren, ſpringt ihnen Japan an den Nacken."

„Aber Japan iſt doch mit England verbündet!"

„Schad't nichts, ſchad't gar nichts. In dieſem Fall packt der kleine Gelbe eben zu. Uns kann es gar nicht ſchief gehen. Ich jedenfalls glaube nicht an Krieg. Ich bekomme doch auch meine Informationen vom Auswärtigen Amt, und da glaubt auch niemand an Krieg. Das ſind alles ſo Märchen aus Tauſendundeiner Nacht, geboren im Wüſtenſande. Sitzen Sie mal hier in der Zentrale, wo jeden Tag die Fünfundſiebzig vorbeiklingelt ſtatt Ihrer ein- und zweihökrigen Kamele, dann ſehen Sie die Lage auch anders an. Berlin iſt Berlin, und uns kann keener!"

Doktor Jäger ſchaute nachdenklich den Direktor an: „Alſo — in zehn Tagen gehe ich wieder hinunter. Ich denke, die Wochen der Erholung hier werden mir ſehr gut getan haben, ganz abgeſehen von der Gehaltserhöhung, die Sie mir liebenswürdigerweiſe bewilligten."

Der kleine Direktor lächelte papieren und geſchmeichelt. „Nicht der Rede wert, nicht der Rede wert, mein lieber Doktor. Was ich ſagen wollte: wenn Sie alſo zu Ihren Kümmeltürken zurückkommen, dann laſſen Sie ſich nicht von denen kopfſcheu machen. Es geht aufwärts in der Welt. Deutſchlands Flagge auf allen Meeren, Deutſchlands Handel in aller Welt! Leben Sie wohl!"

Mit der Miene eines Geſchäftscäſaren entließ Direktor Markmann den Oberingenieur und ſteckte ſich, als dieſer hinaus war, ſeine Zigarre wieder an. Dann griff er nach dem Telephon, überlegte erſt,

wen er überhaupt anrufen wollte und schüttelte dazwischen noch einmal den Kopf: „Meschugge werden sie alle da unten, total meschugge. Krieg — gibt's ja gar nicht. So einen Unsinn zu erzählen!"

Als Doktor Jäger in die Friedrichsstadt hinaustrat, schmetterte aus der Ferne helle Militärmusik. Mit raschen Schritten ging er ein Stück die Linden hinunter, da bog auch schon die Wache durch das Brandenburger Tor ein, gefolgt auf beiden Seiten von einem Schwarm Menschen, die in gleichem Schritt und Tritt mitmarschierten. Seinen Jungen, den er zu Café Kranzler bestellt hatte, traf er auf dem Bürgersteig, die Wache erwartend.

„Na Dietrich, das ist eine andere Musik als das Kuddelmuddel der letzten Monate in der ‚Pforte der Glückseligkeit'! Es geht einem doch das Herz auf, wenn man unsere Garde sieht."

Dietrich sah den Vater lange an. „Weißt du, das ist die eine Seite. Gestern abend bin ich noch mal zu Fritz Kormann nach Pankow geradelt. Da konnte ich erst lange nicht durchkommen, die ganze Straße war gesperrt von einem riesigen Demonstrationszug der Arbeiter. Das sah unheimlich aus, so in der Abenddunkelheit die vielen großen roten Fahnen, und die Lieder dazu!"

Die Militärmusik kam näher. Junge Mädchen, eingehakt in langen Ketten, junge Leute, den Spazierstock hin und her schwingend, alte Herren mit sorgfältig gebürstetem Schnurrbart und einer Blume kokett im Knopfloch des Rockaufschlages — alles marschierte, tänzelte fast nebenher. „Denkste denn, denkste denn, du Berliner Pflanze . . .", Die Musik schlägt um „Das ist die Garde, die ihren Kaiser liebt . . .", das Publikum singt begeistert mit „. . . das ist die Garde, die da stirbt und sich nicht ergibt".

Dietrich sieht dem bunten Schmetterling der Wache lange nach. Plötzlich kommt ihm ein Gedanke: Hier singen sie von der Garde, die ihren Kaiser liebt, und gestern abend sangen sie: „Uns rettet kein höheres Wesen, kein Gott, kein Kaiser und Tribun — uns von der Knechtschaft zu erlösen, das können nur wir selber tun." Schweigend gehen die beiden nebeneinander her.

Beim Essen im Löwenbräu meinte Doktor Jäger plötzlich: „Ich habe so ein unheimliches Gefühl hier in Deutschland. Es ist doch viel Theatermacherei und Kulisse. Ob das alles im Ernstfall wirklich durch-

halten wird, iſt eine große Frage. Den Krieg, den wir da draußen kommen ſehen, will hier niemand auch nur für wahrſcheinlich halten. Sie glauben alle, die Welt würde uns ruhig weiterverdienen und Geld machen laſſen."

„Und an dem Geldmachen gehen wir noch entzwei! Alles iſt ja nur Geld, Geld und wieder Geld. Fritz Kormann iſt ſeit drei Jahren Wandervogel, die ziehen jeden Sonntag hinaus in Gottes freie Natur, weil ſie das blöde Getue nicht mehr ertragen können, morgens Kirchgang mit den alten Tanten, nachmittags Kaffeeklatſch im Sonntagsanzug mit Onkel Bolko und Tante Eulalie. Es werden immer mehr Jungen, die das nicht mitmachen mögen. Weißt du, Vater, bis du aus München zurück biſt und wir wieder nach Stambul fahren, gehe ich noch mal mit auf Fahrt. Dieſe Jungen ſind weſentlicher als die ganze gute Geſellſchaft. Aber ſonſt — bloß wieder raus! Hier iſt ja alles entweder königlich oder verboten, oder es koſtet Eintritt, Kinder und Militär die Hälfte."

Doktor Jäger hob ſein Bierglas. „Na, Junge, trinkſt du denn kein Bier mit?"

„Nee, das machen wir nicht mehr, das macht nur dumm und faul."

„Na erlaube mal, ſehe ich denn ſo aus? Auf dich hat wohl die Lehre des Propheten abgefärbt und du verſchmähſt die Rauſchtränke der Ungläubigen?"

„Nein, Vater, trotzdem ich das ſehr vernünftig von Mohammed finde. Aber das gehört auch mit zu einer innern Wahrhaftigkeit, daß man ſolche Gifte vermeidet."

„Na alſo meinetwegen, ich wollte dich ja nicht vergiften. Und verſtändiger iſt das ſicherlich als vorgeſtern abend auf dem Begrüßungsabend, wo ein Teil der Herren wieder ſo bezecht war, daß ſie in der Droſchke nach Hauſe gefahren werden mußten. Gut, daß unſere Türken ſo etwas nicht ſehen, ſie würden einen merkwürdigen Begriff von Europa bekommen!"

Drei Tage ſpäter liegt Dietrich Jäger mit fünf Wandervögeln oben in der Mark zwiſchen Ütz und Paretz im harſchen Vorfrühlingswind. Die ſechs Jungen hatten ein Feuer angebrannt und kochten ſich

aus Suppenwürfeln Erbssuppe, in die sie für jeden zwei Paar Würstchen hineingeworfen hatten.

„Ein Götterfraß", meinte Rudi Schmiedecke. „So was kriegst du bei deinen Wüstenwanderern nicht. Da gibt es nur Dornen, Disteln und Dergel."

„Was für Zeug?"

„Na Mensch, sei doch nicht so dof, das steht doch im Naturgeschichtsbuch: det Kamel frißt Dornen, Diesteln und Dergel, geschrieben drgl."

„Ach sooo", Dietrich, der ein wenig zu ernsthaft für Berliner Schulspäße geworden war, lachte mit. „So schlimm ist das nun da unten nicht. Zu essen gibt es gut, viel Gemüse, Bohnen, Hammelfleisch, schrecklich viel Paprika."

„Dann könnten sie aber doch nicht immer Kloppe kriegen, wenn sie so ordentlich futtern."

„Ich will dir mal was sagen: Wieviel wirkliche Türken gibt es da unten eigentlich? Vielleicht neun bis zehn Millionen Menschen mit Frauen und Kindern und allem was dazu gehört. Die müssen ein Reich in Ordnung halten mit etwa doppelt soviel Fremdvölkern, und außerdem noch das Land nach außen verteidigen. Das ist das erste. Und dann dürfen sie alle modernen Dinge nicht recht mitmachen, das verbietet ihnen der Glaube, das heißt die Geistlichen. Unter dieser doppelten Last sind sie langsam müde geworden und so entschlußlos, wie sie uns manchmal vorkommen. Aber es sind immer noch erstklassige Soldaten, anspruchslos und zäh, und sie halten als Volk viel besser zusammen wie wir hier, wo sich der Mensch danach unterscheidet, ob er einen Stehkragen trägt oder nicht, ob er mit der Hand arbeitet oder ob er im Büro sitzt. So wie in Tausendundeiner Nacht mit langbärtigen Scheichs und verwunschenen Prinzessinnen und verschlafenen Paschas, so ist das da unten nun nicht. Wenn die einmal eine wirklich gute Führung bekämen, dann wird aus diesem Volk viel zu machen sein."

„Du, dann müssen sie eben eine deutsche Führung haben, die würde etwas aus ihnen machen."

„Das würden sie sich kaum gefallen lassen; ich glaube, wir wollten auch nicht eine englische Führung haben, die aus uns etwas macht."

„Na, wir sind aber auch nicht der kranke Mann! Aus uns braucht keiner etwas zu machen, wir sind wir, und da ist nicht dran zu klimpern."

Fritz Kormann, der bis dahin geſchwiegen hatte, meinte: „Wenn du dich man nicht irrſt. Wir ſind kränker, als wir denken. Vorne Eingang für die Herrſchaften und hinten Proletarierwohnungen mit Tuberkuloſe, vorne die Siegesallee und hinten ſtirbt das Volkslied — und die alten Herren merken das gar nicht."

„Ja, vorne die Garde, die ihren Kaiſer liebt, und wo das Volk wirklich wohnt, ich meine das arbeitende Volk, rote Fahnen und Haßlieder."

Kurt Becker rief: „Menſch, da wunderſt du dich? Sei doch mal gerecht, wie ſoll denn der Arbeiter irgend etwas von Begeiſterung fühlen? Zu ſagen hat er nichts, das machen die oben alles ganz alleine. Wenn gewählt wird, gilt Dreiklaſſenwahlrecht, der Kommerzienrat hat ſo viel Stimmen, wie hunderttauſend Proleten, und wenn's Krieg gibt, verdient die Induſtrie und du darfſt dich totſchießen laſſen. Ich denke oft über dieſe Dinge nach. Da iſt etwas krank im Volke, und darüber kommen wir auch nicht hinweg, wenn wir hier klampfen und wandern."

„Und wenn Deutſchland beſiegt wird, dann ſind wir alle mitbeſiegt, auch der Arbeiter, alle. Ich habe geſehen, was es heißt, wenn ein Volk beſiegt wird. Wochenlang ſind die Flüchtlinge aus Thrazien und Mazedonien gekommen, denen der Feind die Dörfer verbrannt hatte, alte weißbärtige Bauern und kleine Kinder und Frauen, unendlich viele Frauen mit etwas magerem Vieh und ein paar Bündeln auf dem Kopf, in denen die letzte Habe war. Das ſieht anders aus, ein wirklicher Krieg. Dabei verdienen nicht nur die einen und die andern opfern, ſondern das geht Volk gegen Volk, um Dörfer und Äcker. Ich glaube, hier zu Hauſe verſteht ihr euch alle zu ſchlecht, und das iſt doppelt gefährlich, wenn es einmal ernſt wird."

Mit langen Schritten ging Rudi Becker zu dem Kochtopf. Er konnte nichts rechtes erwidern, denn er ſpürte, daß aus dem andern die größere Erfahrung ſprach, aber irgendwo fühlte er, daß er doch nicht ganz widerlegt war.

Als ſie aber dann heimmarſchierten mit dem alten Lied von „Unſerer lieben Frauen von dem kalten Bronnen ..." war das nachdenkliche Geſpräch verflogen.

Wenn die Sonne im Morgenlande aufgeht, ſo iſt es nicht ein langſames Aufſteigen des Lichtes wie in nördlichen Breiten. Auf einmal ſteigen am tiefdunkeln Nachthimmel rieſig und glühend die Sonnenſtrahlen auf, auf einmal leuchtet der Horizont im Oſten in Blutrot, Gold- und Schwefelgelb, auf einmal iſt die Sonne da, iſt die Nacht vertrieben. Der Prophet hat verboten, in dieſer Stunde das Morgengebet zu ſprechen. Der Gläubige ſpricht es etwas ſpäter, damit er nicht den Anſchein erweckt, als wolle er den ſtrahlenden Sonnenball anbeten an Stelle deſſen, der die Sonne wie den Wurm im Staube erſchaffen hat, des Ewigen, deſſen Name geprieſen ſei. Nach einer Viertelſtunde bereits iſt die eiſige Kälte der Nacht verwandelt in drückende Hitze, glitzert die Sonne widerſpiegelnd in den Sandkörnern der Wüſte.

Eben iſt die Karawane aufgebrochen. Die vier Reiter hatten ihre Teppiche gen Mekka gebreitet und fromm das Morgengebet geſprochen. Der Führer der Karawane fällt auf durch den merkwürdig langen wohlgepflegten ſchwarzen Bart und ein modernes Mauſergewehr, das an ſeiner Seite hängt. Rahim Sahib reiſt als Kaufmann aus Indien, will auf türkiſchem Boden alte arabiſche Kunſtgegenſtände einkaufen. Er bringt einen vollen Beutel mit, und wenn hier und da ihn die Zaptiehs fragen, dann kann er ihnen ein ſchönes blankes Silberſtück in die Hand drücken. Die polizeiliche Nachprüfung der Papiere wird dadurch meiſtens ſehr abgekürzt. Bargeld in ſtillem Vertrauen gegeben iſt eines der beſten Paßviſa aller Zeiten.

Manchmal iſt Rahim Sahib ganze Wochen lang verſchwunden in der arabiſchen Wüſte bei dieſem oder jenem Stamm, bei dieſer oder jener kleinen arabiſchen Gruppe, liegt tagelang in ihrem Duar, zieht mit ihnen weiter von Waſſerſtelle zu Waſſerſtelle. Wenn er die gaſtlichen Zelte verläßt, dann klappert der Scheich mit vielen ſchönen Goldſtücken in den weiten Ärmeltaſchen ſeines Burnus oder in dem Lederbeutel, den er unter dem Hemd auf dem bloßen Körper trägt, ſegnet den Namen des Reiſenden, ruft Allahs Schutz auf ihn herab und bittet, ihn nicht zu vergeſſen, wenn er wiederkäme.

Dann wieder taucht die kleine Karawane im Nordoſten des türkiſchen Reiches auf. Bei Diabekr iſt ſie geſehen worden und hat dort vor der Stadt gelagert. Warum iſt der große indiſche Kaufmann nicht

in die Stadt ſelbſt gekommen, warum vermeidet er ängſtlich größere Städte? Der Paſcha von Bitlis hat die Karawane feſthalten wollen. Es war doch zu merkwürdig, daß ein frommer Müslim aus Indien ausgerechnet im Hauſe eines neſtorianiſchen chriſtlichen Kaufmanns, der gar keine Altertümer, ſondern Felle und Lederzeug handelte, Wohnung nahm, zu merkwürdig und Polizeiverdacht erregend, daß derſelbe fromme Müslim auf der engliſch-amerikaniſchen Miſſionsſtation vorgeſprochen hatte, wohin ein Mohammedaner nur höchſt ungern und am liebſten nur mit einem Zeugen geht, damit ihm niemand nachſagen könne, er habe dort irgend etwas mit dem Glauben der Giano zu tun gehabt, die den Propheten nicht anerkennen und zu drei Göttern beten. Was wollte der Inder dort? Der Paſcha hatte Befehl gegeben, den indiſchen Kaufmann zu ſich einzuladen, um ihn in aller Stille und vorſichtig auszufragen, aber die Amtsmaſchine war wieder einmal zu langſam geweſen, die Karawane ſchon abgezogen.

Jetzt ritten die vier Kamelreiter mit ihren Laſtkamelen in den aufſteigenden Tag hinein, der ſechzehnjährige Beduinenjunge, die beiden alten Araber Gebr und Abdallah mit ſeinen immer etwas ent-

zündeten Augen und der indiſche Herr. Zu ſeinen Begleitern pflegte Rahim Sahib kaum mehr als das allernötigſte zu ſagen, mißtrauiſch und ſich hinter ſeiner mangelnden Kenntnis ihres arabiſchen Dialektes verſteckend. In den Zelten der Scheichs ſprach er ein ſehr klangvolles, blumenreiches Koranarabiſch.

Die Karawane ließ links und rechts zwei niedrige weiße Dörfer liegen, die am Rand der Wüſte in der Ferne aufleuchteten. Die Kamele gingen friſchen Schritt, merkwürdig belebt und ſpürend, daß man aus dem Wüſtengürtel heraus in Gegenden kam, die ſchon mehr ſteppenartigen Charakter trugen, wo Büſchel von Gras zu finden ſein mußten, wo das Waſſer häufiger wurde und die Nahrung zunahm. Manchmal ritt Rahim Sahib ein Stück der langſam ziehenden kleinen Karawane vorauf und ſuchte mit ſeinem Fernglas aufmerkſam den Horizont ab. „Er ſieht damit die Dſchinn", behauptete der finſtere, grenzenlos abergläubiſche Gebr, der den Inder ſchon lange im Verdacht hatte, mit den unheimlichen Geiſtern der Wüſte zu tun zu haben, die in der Nacht umgehen und am Mittag in rieſigen weißen Schatten über die Sanddüne ſteigen und Menſchen, Pferde und Kamele erſticken. Die fremdartigen Inſtrumente des Inders flößten dem ſchreckhaften Gemüt des alten Arabers immer wieder Grauen ein. Als Rahim Sahib gar einmal einen Photographenapparat herausholte, als ſie am obern Euphrat an einem kleinen türkiſchen Fort vorbeizogen, da hatte ſich Gebr den Burnus vor das Geſicht gehalten und ſich ſofort auf die andere Seite des Kamels fallen laſſen. Wie leicht konnte der Fremde ihm mit dem furchtbaren Gewehr, das nicht ſchoß, ſondern nur leiſe knackte, ſeinen Schatten nehmen, ſo daß er dann einmal ohne Schatten ins Paradies eingehen müßte, ein bemitleidenswertes Opfer des Scheitan. Der alte Abdallah dagegen war ein Spötter, ſoweit es ſich mit ſeiner Frömmigkeit vertrug, er ließ ſich zwar auch nicht photographieren, aber er ſah ſelber mit ſeinen entzündeten und plierigen Augen gelegentlich durch das Fernglas, wenn der Inder ihn hineinſchauen ließ.

Oben in der Ferne hob ſich der erſte Bergkegel ab, gebadet in ſtrahlender Sonne, an der Spitze bedeckt mit wirrem Geſtein, aus dem ein gewaltiger halbrunder Turm ſchwer und wuchtig hervorragte. Bäume am Abhang des Berges, einige Ziegen, die an ihm, durchs Fernrohr

erkennbar, zu weiden ſchienen, deuteten auf Beſiedlung. Ganz unten im Tal waren offenbar Menſchen tätig. Der Inder winkte der Karawane, und in langſamem Trab, von einer Seite auf die andere fallend, in jenem Schaukelgang, den die Kamele haben, drängte die Karawane vorwärts. Sie durchqueren ein trockenes Bachbett, ſteigen langſam über flache Kuppen empor. Wieder reitet der Inder ein Stück voraus, unterſucht mit dem Glas den Horizont. Der Berg mit der verfallenen Burg tritt jetzt deutlich hervor, im Tal wird an der Bahnſtrecke gearbeitet. Der Inder richtet ſich hoch auf, winkt der nachfolgenden Karawane und trabt auf die Strecke zu. Als er mit ſeinen Leuten an einer Arbeiterkolonne vorüberkommt, wartet er, bis die Leute ihm, die Hand an die Stirn gelegt und ſich verbeugend, den Gruß bieten, dann grüßt er in gleicher Weiſe aus dem Sattel wieder und reitet auf einem alten Paßweg den Berg hinauf. Auf halber Höhe angekommen, überſchaut er aufmerkſam den Bahnbau, die Zelte der Arbeiter unten im Grund, das Haus mit dem Wellblechdach, das lange Band der glitzernden Schienen, das ſich nach Nordweſten fortſetzt.

Ich kann Sie abſolut nicht verſtehen!" Doktor Jäger ſteigert ſeine Stimme am Telephon. „Kilometer 632, verſtehen Sie denn nicht, 632!" Ärgerlich hängte der Oberingenieur ein. Bei dieſer Trockenheit, bei dieſem klaren Wetter eine geſtörte Telephonleitung! Was für ein unausgebildeter Telephoniſt da wieder an der Strecke herumſtöpſeln mochte.

Gegen Abend verſuchte Doktor Jäger noch einmal Verbindung mit ſeinem Kollegen zu bekommen. Wieder vergebens. „Entweder muß der Telephoniſt oder ich verrückt ſein, oder es hat einer die Leitung beſchädigt." Am nächſten Morgen, ehe die Sonne aufging, ſtieg er auf ſeinen Eſel und ritt der fertigen Bahnſtrecke entlang. Da tauchte vor ihm ein Reitkamel geſpenſtiſch hoch auf. Um dieſe Zeit zieht keine Karawane in dieſer Gegend, und nun gar ein einzelner Reiter! Das Kamel klomm über den Bahndamm, der Reiter ſtieg ab. In dieſem Augenblick ſtieß der Eſel des Oberingenieurs ein helles IA aus und begrüßte auf Eſelsweiſe das aufſteigende Morgenlicht. Der Reiter drüben, ſtatt ſich zu vergewiſſern, daß ihm niemand etwas tun wollte, ſprang

haſtig in den Sattel, trieb ſein Rennkamel an und entſchwand in langen Sätzen in Richtung auf die alte Seldſchukenburg.

Doktor Jäger ſah ihm beunruhigt nach. Was hatte der Mann für Gründe, ſo plötzlich am hellen Morgen zu fliehen vor einem einzelnen Ziviliſten? Was hatte er am Bahndamm ſich zu ſchaffen machen wollen?

Als Doktor Jäger, zu ſeinem kleinen Häuschen zurückgekommen, ſich eben Notizbuch und Reißbrett zurechtlegte, trat ein Poliziſt mit einer Depeſche ſalutierend herein. Doktor Jäger riß den Umſchlag auf. „In Europa Krieg ausgebrochen, ruſſiſche und deutſche Truppen zuſammengeſtoßen, Kriegserklärung Frankreich-Deutſchland, England-Deutſchland wahrſcheinlich. Stellung der Regierung ſtrikte Neutralität. Alle Sicherungsmaßnahmen für Streckenbau unverzüglich treffen.“ Unterzeichnet war das Telegramm von dem örtlichen Polizeikommandanten, den Doktor Jäger ſeit langem kannte.

Krieg in Deutſchland! Die Mobilmachungsorder hatte ihn hier draußen in Steppe und Sand nicht erreicht. Alſo ſchnellſtens nach Hauſe. Hier alles abwickeln und dann heim! Der Vertrag mußte ſofort gelöſt, der Streckenbau einem türkiſchen Ingenieur übertragen werden, falls nicht ausdrückliche Gegenorder kam. Das gleiche galt ja auch für ſeinen Kollegen am Bau. Dann war da noch der große Koffer mit den Zahlen und Berechnungen über Tragfähigkeit und Leiſtung der Strecke, mit der Abmachung über die Bahngeſtellungen, den Angaben über die Zahl der bereiten Lokomotiven, Wagen und ſo weiter, den Konſtruktionen der Brücken. Das alles mußte ordnungsgemäß übergeben werden, denn es konnte brennend wichtig werden und durfte unter keinen Umſtänden dem Feind in die Hände fallen, falls der Angriff gegen Deutſchland ſich auch gegen die Türkei richten würde.

Wieder telephonieren. Aber das Telephon hat aufs neue Störung, ſchnurrt und brummt, läßt kein klares Wort erkennen. Ob die Strecke ſchon beobachtet wird? Von der Tätigkeit fremder Agenten wurde im Lande ſchon lange geſprochen. Doktor Jäger entſchloß ſich wegzureiten, um an der nächſten Station das Telephon zu benutzen.

Mittags war er noch nicht zurück. Gegen Abend telephonierte ein Kollege von ihm, Doktor Weisling, an und erfuhr von einem der türkiſchen Vorarbeiter, der mit heftigem Herzklopfen an die ſchwarze Ma-

ſchine gegangen war, daß Doktor Jäger am Morgen fortgeritten, aber merkwürdigerweiſe noch nicht wiedergekommen ſei. Doktor Weisling rief am ſpäten Abend dringend die nächſte Polizeiſtation an, die zwei berittene Zaptiehs abſandte. Als ſie am nächſten Morgen keine Nachricht von dem Verſchwundenen gebracht hatten, telegraphierte Doktor Weisling nach Stambul.

Dort war die ganze Stadt in ungeheurer Erregung. Der Krieg in Europa konnte jeden Augenblick übergreifen und die Türkei in Mitleidenſchaft ziehen. Auf dem deutſchen Konſulat waren am Nachmittag, als auch der Kriegszuſtand mit Frankreich feſtſtand, ein

großer Teil der deutschen Kolonie versammelt und wartete auf Nachrichten. Gegen Abend fand Dietrich in seiner Pension das Telegramm vor: „Ihr Vater plötzlich verschwunden. Drahtet, ob dort. Weisling."

Dietrich lief zur Post, wo eine Unzahl von Kaufleuten, Griechen, Juden, Levantiner sich vor dem einzigen Nachtschalter drängten, telegraphierte zurück, daß der Vater hier nicht eingetroffen sei, und stand dann plötzlich wieder draußen in der mondhellen, sternfunkelnden Nacht der wundersamen fremden Hauptstadt. Was war mit dem Vater geschehen? Sollte er auf der Fahrt nach Stambul sein, um sich zum Heeresdienst nach Deutschland zu begeben? Aber dann hätte er ihm unbedingt Bescheid hinterlassen. Sollte er verunglückt sein, tot sein? Dietrich stand ohne Hut in seinem hellen Anzug, ein kräftiger Junge, mitten in einem fremden Volk, in einer fremden Stadt ganz allein. Wohin sich wenden?

Er ging noch einmal zum Konsulat, wo trotz der späten Stunde Licht brannte. Der Bürovorsteher, ein alter deutscher Kanzleibeamter mit kurzgeschnittenem Vollbart, war noch auf.

„Nein, Ihr Vater hat sich hier nicht gemeldet", beschied er den unruhigen Jungen. „Aber wir wollen gern telegraphieren an die örtliche Polizeibehörde, vielleicht daß sie dann etwas mehr Dampf machen. Vielleicht ist Ihr Herr Vater krank geworden." Der freundliche Beamte machte zur Sicherheit das Telegramm gleich fertig.

Dietrich wurde immer unruhiger. Als er sich verabschiedete, stand sein Entschluß fest. Unter allen Umständen selber hinfahren und nach dem Vater suchen. In seinem Zimmer packte er eilig seinen Koffer. Am nächsten Morgen nahm er das Scheckbuch, das der Vater ihm für besondere Notfälle hinterlassen hatte, hob auf der Filiale der Deutschen Bank vierzig Türkische Pfund ab und rief dann noch einmal das Konsulat an. Dort war noch keine Nachricht eingelaufen, was aus Doktor Jäger geworden sei. Es konnte lediglich mitteilen, französische Truppen seien ins Elsaß eingebrochen, das deutsche Heer habe durch einen Handstreich Lüttich genommen.

So ging Dietrich zum Hafen, handelte lange und mühsam mit einem griechischen Kapitän und nahm einen Platz auf dem kleinen Dampfer „Hagios Georgios", der nach Smyrna ging. Als das Schiff im Mor-

gen am Goldenen Horn vorbeifuhr, kreuzte es mehrere große Transporter mit Soldaten und Artillerie aus Kleinasien.

Hier geht es also auch los, dachte Dietrich.

Unsicher und sich den Kopf kratzend stand der alte Vorarbeiter Mehmed vor dem Reiter.

Rahim Sahib schrie ihn an: „Siehst du, Hundesohn, du Enkel eines räudigen Kamels, trotz deiner Dummheit nicht, daß dies die Schrift des fremden Bey ist? Der Bey Doktor hat mir dies Buch übergeben, damit du mir zeigen sollst, wo seine Schriftstücke sind."

„Herr, ich bin ein alter Mann. Ich habe dich niemals gesehen. Ich weiß nicht, ob das die Wahrheit ist. Warum kommt der Bey Doktor seit zwei Tagen nicht?"

„Verstehst du nicht, du grauer Dummkopf, daß der Bey Doktor vor Gericht steht und sich verantworten soll, und daß ich komme, um die Papiere zu holen, damit er aus ihnen seine Unschuld beweisen kann?"

Der alte Mehmed schüttelte mißtrauisch den Kopf, sah den Fremden mit dem großen schwarzen Bart und den dunkeln Augen an. „Sprich: es ist wahr, so wahr nur ein Gott ist und Mohammed sein Prophet!" sagte er schließlich.

Rahim richtete sich spöttisch auf: „Beim Barte des Propheten — es ist Wahrheit!"

„Du sagst es", murmelte der Alte. Dann holte er den Schlüssel zu dem kleinen Wellblechhaus und schloß die Tür auf. Argwöhnisch blieb er an der Tür stehen, als der Inder den Schreibtisch Doktor Jägers, der aus Kistenbrettern primitiv zusammengeschlagen war, durchwühlte, die Papiere zusammenlegte und in die Tasche seines ganz unorientalisch langen Staubmantels steckte, aus der Ecke einen Koffer hervorzog, ihn mit einem mitgebrachten Schlüssel aufschloß und die Papiere nachsah. Schließlich winkte er Mehmed heran, ließ sich den Koffer hinaustragen, wo ihn Gebr seitlich an sein Kamel band. Dann jagten die beiden Reiter davon. Die Streckenarbeiter sahen ihnen mißtrauisch nach. Mehmed konnte sich gar nicht beruhigen, er hatte in seiner Art an Doktor Jäger gehangen.

Abends gingen noch einmal einige Streckenarbeiter die Bahnſtrecke entlang, ſtiegen zu der Seldſchukenburg herauf und fanden hier zwiſchen den Trümmern einen neuen Feuerplatz, ein paar Hammelknochen, eine weggeworfene Sardinenbüchſe. Aber die Burg war verlaſſen. In der Nacht kehrten ſie heim, ohne von Doktor Jäger etwas geſehen oder geſpürt zu haben.

Der ſchwarzbärtige Muſtafa Tefik meinte im Kreiſe der andern Arbeiter: „Der Doktor Effendi hat zu viel in den Büchern geleſen, an Gott aber hat er zu wenig geglaubt. Darum iſt ſeine Seele von

ihm genommen worden, ſo leicht, wie der Morgenwind aufbricht. Plötzlich iſt er nicht mehr dageweſen. Aber obwohl er in ſeinem Glauben nicht feſt war und auch den Namen des Propheten nicht bekannt hat, iſt er zu uns immer gerecht geweſen. Er hat uns den Lohn pünktlich ausgezahlt und nichts davon behalten, obwohl er ein mächtiger Mann war. Er hat von niemand zu viel Arbeit verlangt und iſt mit Willen niemals ungerecht geweſen."

Mehmed beugte ſeinen Kopf vor, daß der braune, ſcharfgeſchnittene Greiſenkopf im hellen Licht des Feuers ſtand. „Er iſt immer ein gerechter Mann geweſen. Wenn wir morgen das Frühgebet ſprechen, dann laßt uns an ihn denken, dem Gott barmherzig ſein möge, denn ſeine Barmherzigkeit iſt keine Zahl wie das Waſſer im Meere, wie das Licht der Sonne, wie die Zeit, die geht."

Die ganze Nacht über hatte ſich ein kleiner, bösartiger Schakal mit keckerndem Lachen und langgezogenem Geheul um den lagernden Reitertrupp herumgetrieben. Mit dem Augenblick, wo die Sonne verſchwindet, iſt dieſe Nacht auch ſchon frierend kalt, ſternenklar und unendlich weit in ihrer majeſtätiſchen Pracht dort unten, ſüdlich von Paläſtina, wo das Land Edom liegt, von dem geſchrieben ſteht, es ſolle verflucht ſein unter den Menſchen. Der Reitertrupp liegt in Decken gewickelt um das kniſternde, beizende und qualmende Feuer aus ein paar Dornbüſchen und Kameldung. Es ſind fünfzehn deutſche Reiter unter Führung des Unteroffiziers Siebenberg. Siebenberg denkt zurück an ſeine ſchwäbiſche Heimat und wie er als fahrender Handwerksgeſelle, als fremdgeſchriebener Zimmermann, einmal ſo brennend gerne in die weite Welt kommen wollte, wie er dann doch nur bis Kopenhagen kam, und wie ſo merkwürdig das Schickſal des großen Krieges ihn von Flanderns verträumten Dörfern hierher geworfen hatte in das Land, das Gott verfluchte.

Der Schakal heult noch immer in der Ferne, die Mondſichel ſteht in unendlicher Klarheit am Himmel, die Sterne funkeln. Dietrich Jäger liegt eng zuſammengekauert in der dünnen Decke am Feuer, aber der Qualm beißt in die Augen, er wendet ſich nach der andern

Seite und ſtarrt in den Nachthimmel, an dem es ganz fern aufblitzt. Was war das für ein weiter Weg in dieſen Jahren! Er hatte in Konſtantinopel nach ſeinem Vater geſucht, von einer deutſchen Behörde zur andern geſchrieben. Schließlich hatte man ihn wegen ſeiner Kenntnis der türkiſchen Sprache mitgenommen als Verbindungsmann zwiſchen deutſchen und türkiſchen Truppen. Man hatte ihm trotz ſeiner jungen Jahre die Soldatenuniform angezogen und einmal mußte er ſich ſogar bei einem richtigen General melden. Ja, und dann hatte ihn dieſes Krieges ſtählerne Woge ergriffen und weitergetragen vom Etappenkommando in Alexandrette über die ſchrecklichen Wochen im Seuchenlazarett in Aleppo, durch Paläſtina hindurch in ſein erſtes Gefecht, als eine deutſche Kompanie an der Straße bei Nablus von marodierenden Arabern angegriffen worden war. Dann war jener Marſch gekommen, von dem ſie alle den großen Erfolg des Krieges erwartet hatten, der Vorſtoß auf den Suezkanal, der Schlag gegen die Herzader des Gegners — und dann war alles ſtecken geblieben. Und jetzt wurde abermals Rückmarſch gemacht, mit Seitendeckungen und Seitendeckungen der Seitendeckungen, denn die Wüſte war nicht mehr geheuer, und das engliſche Geld hatte viele arabiſche Gewehre gewonnen. Dazu hieß es, die Briten würden nachſtoßen.

Dietrich ſchlief halb ein. Aber die Decke war überall zu kurz, ihn fror, und als er ſich aufrichtete, um ein paar Schritte hin und her zu gehen, leuchtete es wieder am Horizont hell auf. Im gleichen Augenblick ſah auch Unteroffizier Siebenberg hinüber. Dietrich zeigte wortlos, um die ſchlafenden Kameraden nicht wachzurufen, nach dem Schein und ging mit Siebenberg eine kleine Steindüne aus brüchigen, dunkelgrauen Steinen hinauf. Jetzt konnten ſie deutlich ſehen. Es blitzte am ganzen Horizont, lange Lichtſtreifen huſchten fern durch die Nacht.

„Das ſieht ja wie Morſezeichen aus", ſagte Dietrich.

„Das ſind es auch." Der Unteroffizier verſuchte durch ſein Fernglas mehr zu erkennen.

„Dort links iſt es auch, da oben ebenfalls!"

Siebenberg wandte ſich kurz um. „Auf, auf, alles fertig machen!"

Die Soldaten wickelten ſich aus ihren Decken, einige ſchlugen die Arme um den Körper, um ſich zu wärmen, fuhren in ihre Stiefel, aus denen ſie den Sand kippten, dieſen grauen ſtechenden Sand des Lan-

des Edom. Die Abteilung saß auf und ritt schweigend nach Norden ab. Nach zwei Stunden näherten sie sich einer tiefliegenden Talmulde voll Gestrüpp. Zwei Reiter trabten voraus.

„Nach der Karte ist es Ain Hamara", sagte Siebenberg.

Im selben Augenblick fielen zwei Schüsse, einer der vorgeschickten Reiter sackte vom Pferde, aus dem Busch flammte grell ein Scheinwerfer auf, ein Maschinengewehr begann zu bellen. Dietrich sah, wie die Reiter ihre Pferde herumrissen, um aus dem Lichtkegel ins Dunkle zu kommen, hörte Schreie, Stürze. Er hielt mit seinem Pferd erst hinter einem einsamen zerzausten Busch an. Nach dem rasenden Feuer war es totenstill geworden. Dann sah er drei Fußgänger, das Gewehr in der Hand, rasch über eine seitlich gelegene Düne kommen, einen Augenblick waren sie hell im Licht des Scheinwerfers. Engländer! Dort auch! Er sah, wie sie zu der Stelle gingen, wo die Abteilung Siebenberg in den Hinterhalt gefallen war. Er hatte das Empfinden, ganz dicht am Tode vorbeigekommen zu sein. Ein kalter Schauer jagte über seinen Körper. Lautlos stieg er ab und führte sein Pferd am Zügel leise hinter eine kleine Düne.

Hier versuchte er sich zu orientieren. Die Sterne standen groß und kalt am Himmel, aber er kannte sie zu wenig. Er suchte den Polarstern, den „Kutb al aktab", den Pol der Pole, fand ihn aber nicht. Alles mögliche hatte er in der Schule gepaukt, aber sich bei Nacht in der Wüste nach den Sternen zurechtzufinden, das hatte er nicht gelernt. Da stand er mit seinem Pferd mitten in dem unendlichen Raum, ein Sandkorn unter Sandkörnern. Hier war nicht Leben, Kraft, Werden, hier war nicht, wie daheim in Deutschland, göttliches Wehen durch Flur und Landschaft — hier waren tote Steine und toter Sand endlos ausgebreitet, Knochen eines Kamels oder Esels, weltenweit nichts als der stumme Tod der Wüste und der gewaltige, kalte, glitzernde Sternhimmel. Da verstand er, warum der Orientale sich so klein fühlt vor der unendlichen Größe und grenzenlosen Weite Gottes. Hier war nichts als grenzenlose Einsamkeit, unendlich weit, unendlich gnadenlos. Hier verstand er, warum die Müslim Gott den Barmherzigen nannten. Was konnte in solcher toten Einsamkeit der endlosen Wüste der Mensch sich auch höheres wünschen, als daß Gott ihm barmherzig sei?

Die Sonne ſtieg in ihrer leuchtenden, blendenden, erdrückenden Lichtfülle über dem Lande Edom auf. Allmählich wurde ſich Dietrich über ſeine Lage klar. Die Abteilung war offenbar in den ſchlagartig einſetzenden engliſchen Vormarſch hineingeraten. Alſo blieb kein anderer Weg, als nach Oſten in die Wüſte auszuweichen, Richtung Nordoſt zu reiten, und von dort irgendwo an den linken Flügel der Paläſtinaarmee Anſchluß zu gewinnen. Waſſer hatte er im Notfall noch für zwei Tage in ſeinem Schlauch, Zwieback, Datteln und die eiſerne Ration mußten ihn über zwei bis drei Tage hinwegbringen. Dann allerdings konnte die Lage ernſt werden. Zurückzukehren dorthin, wo die Kameraden gefallen oder gefangen waren, wagte er nicht, denn er war ſicher, dann ihr Schickſal teilen zu müſſen.

Fern hob ſich ein blaues Gebirge gen Himmel, vielleicht die Berge von Edom, von denen er in der Bibel geleſen hatte. Darauf hielt er zu. Wo Berge waren, mußten Niederſchläge häufiger ſein, mußte es Waſſer geben, und wo es Waſſer gab, war Sicherheit vor dem Durſttod in der Wüſte. Aber das Gebirge ſchien immer ferner zu rücken, je weiter er ritt. Mittags um elf Uhr, als er ſich und ſeinem Pferd drei Stunden Raſt gönnte, weil die Sonne gerade am unbarmherzigſten herunterglutete, war es, als ſei er noch nicht einen Schritt näher herangekommen. Endlos weit das Bild der graugelben Wüſte, die Berge in der Ferne, metallener Himmel über ihm — nur einmal zogen hoch in der Luft drei Geier vorüber. Er ſah den ſcheußlichen Vögeln nach, zum erſtenmal hatte er ſie geſehen auf dem Fleiſchmarkt in Kaiſarje in Kleinaſien, dem alten Cäſarea, wie ſie hinter dem Schlachthof mit ihren krummen Schnäbeln und ihren nackten, grindigen Hälſen in fortgeworfenen Eingeweiden von Hammeln wühlten. Einen Augenblick dachte er an das Schickſal der vielen Wanderer und Karawanen, die, ein Opfer der Wüſte, in den häßlichen Bäuchen dieſer Totenvögel beſtattet waren.

Gegen drei Uhr ritt er weiter. Es war ein ſchweres Reiten, die Steinwüſte war auf langen Strecken unterbrochen durch tiefen grauen Sand, in dem man einſank. Er mußte abſteigen und ſein Pferd um dieſe grauen Streifen herum oder an ihren ſchmalſten Stellen hinüberführen. Durſt quälte ihn, das Waſſer mußte geſpart werden.

Einmal kecherte hell ein kleiner Wüſtenfuchs, da fuhr er vor Schreck beinahe zuſammen. Gegen abend kam kühlender Wind auf. Er wagte kein Feuer anzuzünden, wollte auch die halbe Schachtel Streichhölzer, die er bei ſich hatte, nicht unnütz verbrauchen. So lag er, während ſein Pferd erſchöpft ſchlief, und lauſchte in die unendliche Wüſtennacht hinaus. Wohin ſollte das führen? Wohin ging ſein Weg?

Darüber ſchlief er ein, aber in der tiefen Nacht, als dunkle Wolken hoch über den Sternhimmel zogen, hatte er das Gefühl, als ob er aufwachte durch viele Schritte. Das Pferd hatte unruhig die Ohren aufgeworfen. Wieder war es ihm, als ob er Schritte höre. Aber dann waren ſie wieder unhörbar und fern. Mit dem Gewehr im Anſchlag kniete er neben dem Pferd. Da – ganz nahe und dann doch wieder wie am Rande der Wüſte ſah er in einem geſpenſtiſchen, weißblauen Licht Reiter im weißen Burnus, Kamele, Fußgänger heranziehen. Zuerſt war es nur eine kleine Schar, vielleicht vierzig Kamele, auf denen Beduinen hockten, Fußgänger davor und daneben. Aber dann wurde der Zug immer länger, immer neue Reiter ſchienen ſich anzuſchließen, faſt überlebensgroß ſtanden die Kamele mit ihren fremdartigen Geſichtern am Horizont, unendlich lang ſchien der Zug geworden zu ſein, rückte immer ferner und verſchwand dann irgendwo. Spuk? Fieber? Dietrich half ſeinem Pferd auf die Beine und ſpürte beim Aufſteigen ein merkwürdig bleiernes Gefühl im ganzen Körper. Seine Hände waren trocken und hart. Als er aus dem Schlauch etwas Waſſer nehmen wollte, ſchauderte ihm vor dem lauwarmen, übelriechenden Naß.

Er ritt los. Als die Morgenſonne glutvoll durchbrach und auf einmal die Wüſte in blendendes Licht tauchte, fror ihn in all dem Glanz des Morgens. Er ritt und ritt, auf ſeinem Hirn lag ein ſchwerer tiefer Druck. Plötzlich ertappte er ſich dabei, wie er ſeine Gedanken ins Türkiſche überſetzte und dann wieder ins Deutſche zurücküberſetzen wollte. Über Mittag verſuchte er zu ſchlafen. Als er aufſtand, war ſein ganzer Körper von Fieberſchweiß bedeckt. Ihn fror, daß ſeine Zähne aufeinander ſchlugen. Er ritt und ritt. Bei Einbruch der Nacht ſah er von einer Düne aus einen hellen Schein. Er ging auf ihn zu, das Gewehr über den Rücken gehängt. Da erloſch der Feuerſchein plötzlich, tauchte hier und dort am Horizont wieder auf, tanzte vor ſeinen Augen, war verſchwunden. Mit der letzten Willensanſtrengung quälte

er ſich, den glühenden Punkt feſt ins Auge zu faſſen, aber er entglitt ihm immer wieder. Er wollte ſchreien, aber die vertrocknete Kehle gab keinen Laut mehr von ſich, er verſuchte, das vor Erſchöpfung mit den Flanken zitternde Pferd am Zügel zu faſſen und weiterzugehen. Plötzlich drehte ſich alles um ihn. Er blieb liegen.

Am Morgen erwachte er mit einem Gefühl, als ob ſein Kopf von glühendem Metall ausgefüllt ſei. Die Glieder verſagten ihm den Dienſt. Zwiſchen den Zähnen fühlte er Sand, die Haut war hart und an den Händen riſſig. Und wieder ging der Sonnenball in ſtrahlender Größe auf. Er verſuchte die letzten Datteln zu kauen, aber der Mund war bereits allzuſehr ausgetrocknet. In dieſem Augenblick erſchienen zwei Ohren dicht neben ihm über dem Sande, zwei wirkliche Haſenohren. Mit einer ihn wie ein Blitz durchzuckenden Willenserregung riß er das Gewehr an die Backe und ſchoß. Als er hinkroch, lag der Wüſtenhaſe in ſeinem ſeidigen Fell, mitten durch die Bruſt geſchoſſen wie ein Soldat. Was Dietrich nie für möglich gehalten hätte, er ſetzte die Lippen an die Wunde, und das friſche Blut des kleinen Tieres durchſtrömte ihn wie eine unendliche Kraftquelle. Mit ſeinem Taſchenmeſſer zog er den Balg ab, weidete den Haſen aus und ging neugekräftigt zurück zu ſeinem Pferd.

Wo Wüſtenhaſen ſind, muß auch Waſſer ſein, wo Waſſer iſt, müſſen auch Menſchen ſein. Er kaute ein Stückchen Haſenfleiſch zwiſchen den Zähnen, zog das todmüde Pferd hoch und klomm mit ihm auf einen Sandhügel. Dort blieb er wie erſtarrt ſtehen. Keine drei Kilometer entfernt ſtanden Bäume, Palmen. Dort mußte Waſſer ſein! Wieder ſetzte der furchtbare Druck im Kopf ein, wieder kam die bleierne Müdigkeit über ihn. Da faßte von rückwärts eine Hand nach ſeinem Arm. Als er erſchreckt ſich umſah, blitzten ihm aus einem bärtigen Geſicht weiße Zähne entgegen. Wie aus dem Boden geſtampft ſtanden fünf Araber im langen blaugrauen Burnus vor ihm. Der eine nahm ihm das Gewehr von der Schulter, immer noch dazu lächelnd, ein anderer hielt ihm die rechte Hand, mit der er das Pferd führte, feſt. Sie ſahen ihn an mit einem wilden und zufriedenen Lachen. Räuber?

Dietrich bemühte ſich, ein Wort herauszubringen, dann verbeugte er ſich tief. „Salaam!“ Die Araber, überraſcht von dem Friedens-

gruß, erwiderten ihn, ließen seine Hände los und setzten sich rings um ihn. Er zeigte auf seine Kehle, machte die Bewegung des Trinkens. Alle nickten mit den Köpfen, was bei ihnen als Verneinung gilt. Offenbar hielten sie es nicht für nötig, das Opfer erst zu tränken, das sie berauben wollten. Da riß Dietrich seine letzte Kraft zusammen und begann die Sure von den Namen Allahs zu beten. Immer lauter wiederholte er die Namen des Barmherzigen, des Ewigen, des Herrn der zwei Welten. Die Wüstensöhne verneigten sich bei jedem Namen bis auf den Boden. Einer ging hinter eine Mulde, kam mit seinem Kamel heran, schnallte den Wasserschlauch ab, gab Dietrich zu trinken. Dietrich zeigte auf sein Pferd, während er die Sure weiterbetete in dem rollenden Koranarabisch, das er, als Vater an der Bahn baute, bei dem alten Kafendschi und dem Mullah gelernt hatte.

Die Beduinen waren ganz still geworden. Vor allem der Schwarzbärtige mit dem bärenhaft gewaltigen Körper und der breitgeschlagenen Nase verbeugte sich im Sitzen einmal über das andere, indem er seine Stirn auf den Boden schlug. Bei den Lobpreisungen Gottes am Schlusse fielen alle ein. Plötzlich erkannte Dietrich, den das Wasser merkwürdig erfrischt hatte, daß er gerettet sei. Niemals wird ein frommer Müslim, es sei denn im Kriege, die Waffe anlegen auf einen Gelehrten, und für einen „Gelehrten des Buches" mußte Dietrich im Augenblick gelten, wo er die Worte des Propheten zitierte. Der Gelehrte des Glaubens ist unverletzlich wie der Geisteskranke, aus dem in Gesichten der Ewige spricht. Was aber mußte erst ein Gelehrter, der Gesichte hatte, für einen Einfluß gewinnen können! Blitzartig schoß Dietrich dieser Gedanke durchs Hirn.

Die fünf Beduinen führten ihn und sein Pferd zu dem kleinen Palmenwäldchen, durch einige zusammengeschobene Steinreihen vor ein Zelt. Aus dem Zelt trat ein wie eine Mumie ausgetrockneter alter Araber heraus, dessen weißer Burnus, die Goldspange am linken Arm, das prachtvoll eingelegte, allerdings ganz altertümliche Steinschloßgewehr ebenso seine Stellung als Scheich, wie der grüne Turban seine edle Abkunft aus dem Geschlechte des Propheten kennzeichneten. Nach der Sitte des Schutzflehenden warf sich Dietrich vor ihn nieder und bot den Friedensgruß. Einer seiner Begleiter rief dem Alten etwas zu. Dieser verbeugte sich, legte die rechte Hand an Brust

und Stirn und hob dann Dietrich mit leichter Berührung an beiden Armen vom Boden. Nun stand er im Schutz des Gastrechtes der Wüste. Den alten Araber ansehend streckte er die Hände zum Himmel und sprach einige Verse aus dem Koran, feierliche Worte, in denen er den Segen auf seinen Gastgeber herabflehte.

In den Zelten der Beni Chamis schlief Dietrich einige Tage, erschöpft und übermüdet. Die Beduinen behandelten ihn mit scheuer Zuvorkommenheit, vor allem der Scheich Abu Said zeichnete seinen Gast in seiner würdevollen Art betont aus. Es waren etwa vierhundert Männer im Stamm, große Jäger und Reiter von rein arabischem Typ, ohne den Negereinschlag, den der Sklavenhandel im Lauf der letzten Jahrhunderte auf die arabische Halbinsel gebracht hat. Aufmerksam lauschte Dietrich ihrem Dialekt und fragte gelegentlich, um sich an ihre Ausdrucksweise zu gewöhnen. Innerlich überlegte er, wohin er sich nun wenden könnte. Sollte er versuchen, Anschluß an die deutschen Truppen in Palästina zu gewinnen, wobei er freilich nur allzu leicht in die Hände der vorgehenden Engländer geraten konnte, oder sollte er die Beni Chamis gegen die Engländer zu den Waffen rufen, hier im Rücken der englischen Truppen einen Kampf entfesseln?

Eines Abends sprach er mit Abu Said vom Heiligen Krieg, der ausgerufen sei.

„Ich weiß das", sagte der Scheich, „aber dieser Heilige Krieg ist gar kein Heiliger Krieg. Auf beiden Seiten stehen Gläubige und auf beiden Seiten stehen Giaur. Wer hat da recht?"

„Du weißt, daß der Kalif — gepriesen sei sein Name — selber die Fahne des Propheten entrollt hat."

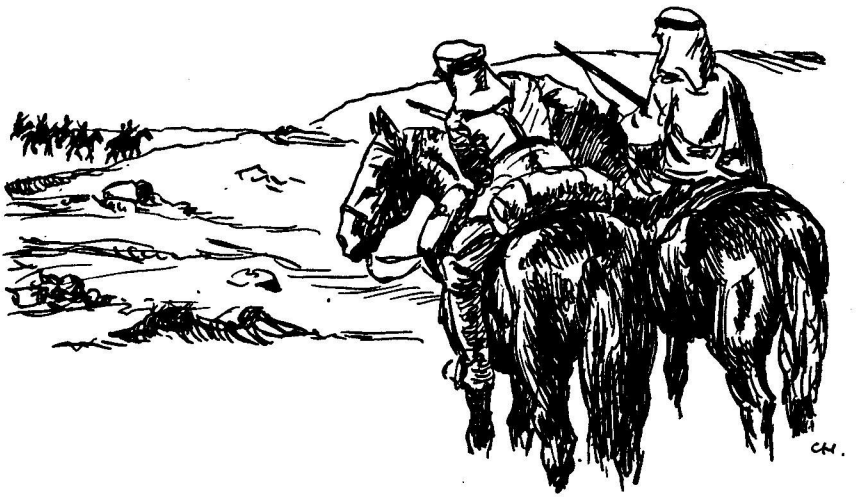
„Die Fahne des Propheten kann nur entrollen, wer auch vom Blute des Propheten ist. Was will der Türke mit unserer Fahne?" Der alte Araber winkte ab, verfiel wieder in seine gleichgültige, müde Träumerei.

Am andern Tag versuchte es Dietrich noch einmal, aber Abu Said winkte wieder ab. „Du bist im Frieden meines Zeltes — warum willst du, daß die Männer sterben sollen? Bleibe in Frieden oder geh

in Frieden — aber die Beni Chamis werden in dieſem Kriege nicht die Waffen ergreifen."

Dietrich ſchwieg. In ihm reifte der Entſchluß, heim zum Heer zu kommen, und der Gedanke reizte ihn, mit Hilfe der Beduinen dem Gegner Schaden zu tun. Zuerſt dachte er ſeine Korankenntniſſe dafür zu verwenden. Als er aber eines Tages einigen Beduinen ſein Militärgewehr zeigte, waren ſie begeiſtert von der Waffe, drehten ſie hin und her, ſahen durch den Lauf. Sofort verſprach Dietrich jedem ſolch ein ſchönes Gewehr, wenn ſie ihn in den Heiligen Krieg begleiteten, den der Kalif ausgerufen habe. Geld würden ſie auch bekommen, viele blanke Maria-Thereſien-Taler! Elf Mann, darunter der bärenſtarke Abd el Aſis, der ihn angehalten hatte, waren Feuer und Flamme für einen Raub- und Streifzug gegen die „Inglis".

So verabſchiedete ſich Dietrich eines Abends feierlich von Abu Said. Er hinterließ dem Scheich als Gaſtgeſchenk einen kleinen vergoldeten Bleiſtift, den der Alte mit ſeinen liſtigen kleinen Augen immer mit Wohlgefallen betrachtet hatte. Die elf Männer begleiteten Dietrich, drei auf Pferden, die andern auf ſchnellen Reitkamelen. Sie zogen nach Nordoſten, um ſtarken feindlichen Kräften möglichſt auszuweichen. Ein anderer Ritt als vor zehn Tagen! Am ſpäten Nachmittag des dritten Tages ſichtete einer der Araber mit ſeinen Luchsaugen einen Reitertrupp. Eilig verbargen ſie ſich hinter einer Sanddüne. Es waren ſechs Mann, darunter einer in hellem Khakianzug. Dietrich faßte das Gewehr feſter. Engländer! Da hatten die Reiter ſie auch ſchon bemerkt, ſprangen von den Pferden und warfen ſich nieder. Dietrich wollte ebenfalls abſpringen, aber der liſtige Abd el Aſis, aus deſſen ſtruppigem Bart reine Räuberfreude lachte, winkte ihm und trabte mit hocherhobenen Armen auf die Reiter zu. Er rief etwas hinüber. Von drüben wurde geantwortet. Es war jetzt deutlich zu erkennen, daß es ſich um einen Europäer und einen ſchwarzbärtigen Mann, der kein Araber war, handelte, mit vier arabiſchen Leuten. Der Schwarzbärtige, es war Rahim Sahib, der Inder, ritt langſam, das Gewehr entſichert, dem lauernden Abd el Aſis entgegen, ſeine vier Leute folgten, während der Engländer ſich vorſichtig zurückhielt. Abd el Aſis winkte und rief Worte des Grußes hinüber. Jetzt hatte ſich Rahim Sahib ihm auf zwanzig Schritte genähert. Er verbeugte



ſich im Sattel, aber in dieſem Augenblick mußte dem Inder ein Aufleuchten in ſeinen Augen verdächtig vorgekommen ſein. Die Hand nahe am Sattel des Pferdes verſteckt, ſchoß er. Abd el Aſis ſchrie auf und im gleichen Augenblick jagten Dietrich und die zehn andern Beduinen heran. Der Inder machte kurz kehrt, der abergläubiſche Gebr riß aus, die drei andern Beduinen ließen ſich in den weichen Sand fallen und gaben jeden Widerſtand auf, arme Knechte, die an den Kämpfen ihrer Herren nicht intereſſiert waren. Zwei der Beni Chamis jagten hinter dem Engländer her, deſſen Pferd wie von Flügeln getragen davonſtob. Dietrich ſchoß ihm nach, fehlte aber den Gegner. Plötzlich tauchte das dunkle Geſicht des Inders mit der hohen weißen Stirn unter dem Turban dicht neben ihm auf. Er ſchoß, Rahim Sahib wankte im Sattel und ſchlug dann wie ein Sack herunter. Dietrich ſprang ab, um dem Verwundeten zu helfen, aber es war zu ſpät. Die Kugel hatte die Kehle durchſchlagen, der Inder verblutete nach innen.

Langſam ſammelte ſich die Abteilung wieder. Von den beiden Beduinen, die den Engländer vergeblich verfolgt hatten, kam nur einer

zurück, der andere war erſchoſſen worden. Drei Araber waren gefangen. Abd el Aſis hatte einen Steckſchuß zwiſchen den Rippen, der aber nicht tief gegangen war. Dietrich ließ erſt einmal die Beute zuſammenſuchen und das bare Geld aus der Brieftaſche des Inders durch den alten Räuber verteilen. Er ſelbſt wollte daran nicht teilhaben, ihn intereſſierten die Schriftſtücke und Rechnungen in der Taſche. Ein Zettel enthielt die Namen einer großen Anzahl von Stammeshäuptlingen nebſt Angabe der Gelder, die ſie bekommen hatten, und der Gewehre, die ſie ſtellen konnten. Es ging daraus hervor, daß eine Reihe der größeren Stämme und Stammesverbände mit engliſchem Geld gewonnen waren.

Plötzlich durchzuckte Dietrich ein Schreck. Ein vergilbtes Stück Papier, in deutſchen Buchſtaben geſchrieben, zeigte die Schrift ſeines Vaters. Es war eine ſkizzenhafte Darſtellung der fertigen Bahnſtrecke, auf der die geplanten Stationen und Telephone eingezeichnet waren, offenbar ein Merkzettel des Vaters. Dietrich überlegte. Gedruckte Zettel in arabiſcher Sprache, kleine Aufrufe ſprachen davon, daß ſchon ganz Arabien von den Türken befreit ſei, daß Medina kurz vor der Ergebung ſtände, daß alle, die auf Englands Seite kämpfen würden, reichen Lohn erhalten. Eilig ſchob er die Zettel in ſeinen Waffenrock. Konnte er unter dieſen Umſtänden verantworten, hier mit ſeinen elf Räubern auf eigene Fauſt einen Kleinkrieg zu beginnen, der mit Sicherheit, auch wenn die Aufrufe übertrieben, ſcheitern mußte? Und wer war der Engländer geweſen? Die gefangenen Begleiter nannten ihn Abd Allah, mehr wußten ſie nicht. Wohin jetzt? Die Beduinen ließen die Silbermünzen wohlgefällig durch ihre braunen Hände klappern, ihr Räuberinſtinkt erſchlaffte ſo raſch, wie er erwacht war. Sie wollten heimkehren und ihre Gefangenen mitnehmen. Mit Mühe bewog ſie Dietrich, ihn noch bis zum Abend zu begleiten, dann waren ſie nicht mehr zu halten. Ganz offenbar hatten die Gefangenen ihnen klargemacht, daß ſie ein gefährliches Spiel ſpielten. Sie hinterließen Dietrich ſtatt ſeines Pferdes, das ſie mitnahmen, ein Reitkamel und ein Laſtkamel mit zwei Schläuchen Waſſer und Proviant, zeigten ihm noch einmal die Richtung, in der er reiten müſſe, um am gleichen Tage wieder auf Waſſer zu ſtoßen, und verſchwanden dann mit Segenswünſchen.

Unendlich leichter und bequemer trägt das Kamel durch die Wüſte, als das raſch ermüdbare Pferd. Das ſchöne Reitkamel Dietrichs, ein Maharri edler Raſſe, zog mühelos auch das ſchwere Laſtkamel am Strick hinter ſich her. Weit und ſtrahlend lag die Wüſte vor Dietrich. So plötzlich wieder ganz auf ſich geſtellt, gewann er jene Ruhe der Ergebenheit, die Wüſte und Wildnis von jedem erzwingen. Sein Traum, auf eigene Fauſt eine Truppe aufzuſtellen gegen den Feind, war raſch zerflattert. Der Räuber iſt kein Krieger, der Beduine kein Soldat. Raſch wechſeln die Stimmungen in dem Menſchen der Wüſte, plötzlich ſchießt der Entſchluß zu Überfall und Abenteuer in ſeiner Seele auf, um ebenſo raſch wieder zurückzuſinken in müde Gleichgültigkeit.

An der Quelle, die er abends erreichte, fand Dietrich niemand vor. Eine Karawane hatte hier gelagert, vielleicht vor Wochen ſchon. Zigarettenſtummel und ein zerriſſener Soldatenſtiefel konnten andeuten, daß es türkiſche Truppen, ſicher nur wenige Leute, geweſen waren. Noch vor dem Morgen ritt Dietrich weiter.

Gegen Mittag ſchlug von fern an ſein Ohr das ſcharfe Bellen eines Maſchinengewehres. Wo geſchoſſen wurde, mußten auch eigene Truppen ſtehen, konnte er den Anſchluß wiedergewinnen. Das Bellen des Maſchinengewehrs wurde immer deutlicher, Schüſſe aus Infanteriegewehren miſchten ſich dazwiſchen. Auf einer Düne ſah er Schützenlöcher. Eilig trabte er weiter. Plötzlich warf ſein Kamel mit dem tiefen Schrecken, den dieſes friedliche Tier vor dem Tode hat, und häßlichem Schrei den Kopf auf. Hinter einem Schützenloch lag ein toter deutſcher Soldat. Dietrich ſprang ab, öffnete dem Gefallenen den Waffenrock, nahm ihm die Erkennungsmarke ab und hielt einen Augenblick im Gebet bei dem ſtillen Kameraden hier draußen in der Wüſte. Dann ſchüttete er einige Hände voll Sand auf ſein Geſicht, um das ſich ſchon die Fliegen ſammelten, und ſtieg wieder auf ſein Kamel, während das Bellen der Maſchinengewehre immer näher kam. Bald ſah er lange blauweiße Linien im Sande liegen, hier und dort Soldaten in Khakiuniform. Er befand ſich alſo hinter einer Linie der Engländer und ihrer arabiſchen Hilfstruppen.

In dieſem Augenblick kam ihm ein überraſchender Plan. Er mußte hier durchkommen, wenn er Anſchluß an die deutſchen Truppen gegen-

über finden wollte. Vorsichtig spähte er die Linie ab, offenbar hielten ihn die Araber für einen der Ihren. Dies beschloß er zu benutzen. Ziemlich auf dem rechten Flügel lag eine größere Schar Araber beisammen. „Allah, Allah" schreiend, sprengte Dietrich auf seinem Reitkamel mitten zwischen sie und fegte nicht etwa gerade auf die deutsche Linie los, sondern quer übers Feld. Die ganze Linie sprang auf und raste schräg nach vorne hinter ihm her, den englischen Maschinengewehren das Schußfeld verderbend. Auf der deutschen Seite verstärkte sich das Feuer, allerdings nur Infanteriefeuer. Dietrich spürte, wie sein Kamel strauchelte, riß es zurück und ließ sich heruntergleiten. Die Araberhaufen stoben, vom Schützenfeuer in der Flanke gepackt, hilflos auf die englischen Maschinengewehre zu, überrannten sie und verschwanden in den Dünen.

Unterdessen kroch Dietrich auf die deutsche Stellung zu, winkte mit einem Tuch und rief: „Hier deutscher Soldat!" Man ließ ihn herankommen, bis er plötzlich mitten zwischen den Soldaten stand. Den Burnus aufreißend zeigte er auf seinen Waffenrock, nahm Haltung an und meldete dem Unteroffizier, der ihm entgegentrat: „Kriegsfreiwilliger Jäger von versprengter Patrouille zurück."

Bei dem Oberleutnant, dem er vorgeführt wurde, berichtete er dann über seinen Weg und erfuhr, wie die Dinge hier lagen. Die ganze Kompanie bestand nur noch aus siebenunddreißig Mann, struppig, abgerissen, hungrig, dazu vier türkische Landwehrleute.

„Das war unser neuntes Gefecht in sechs Tagen", sagte der Oberleutnant. „Die ganze Palästinaarmee ist bei Nazareth total geschlagen. Wo die andern Abteilungen stecken, weiß kein Mensch. Wir marschieren jedenfalls nach Norden und müssen alle paar Stunden die Zähne zeigen, um nicht aufgerieben zu werden. Von den Türken ist überhaupt nichts mehr da, die sind entweder auseinander gesprengt oder davongelaufen. Der kranke Mann dürfte endgültig tot sein!"

„Und wie sieht es zu Hause aus?"

„Man hört nichts mehr, wahrscheinlich aber oberfaul. Im Januar haben sie in Berlin in den Munitionsfabriken gestreikt, an der Westfront ist die große Offensive liegen geblieben. Es ist schon eine kapitale Sch . . .!"

Die Kompanie marschierte die ganze Nacht, ohne noch einmal an-

gegriffen zu werden. Sie nahm unterwegs einmal elf und bald darauf dreißig deutſche Soldaten auf, die auf dem Rückmarſch den Anſchluß nicht mehr gefunden hatten. Einen verlaſſenen türkiſchen Train fanden ſie vor einem Hohlweg liegen. Die Wagen waren umgekippt, die Pferde abgeſträngt, die Begleitmannſchaft geflüchtet. Niederlage, vollſtändige Niederlage — das war Dietrichs ſtärkſter Eindruck. Der Abmarſch artete immer mehr in Flucht aus. Hier und da ſaßen am Wege waffenloſe türkiſche Soldaten, die müde und apathiſch ſich in ihr Schickſal ergeben hatten; eine deutſche Fernſprechabteilung hatte den größten Teil ihres Materials, allerdings gründlich zerſtört, ebenfalls liegen laſſen. Eines Nachmittags wurde die Abteilung überraſchend angegriffen. Der ſtarke Gegner M. J., Mounted-Infanterie, beritten gemachte Infanteriſten, überflügelte in raſch formierten Schützenlinien die deutſche Abteilung auf beiden Seiten. Mit Mühe bekam der Oberleutnant noch etwa dreißig ſeiner Leute heraus, nachdem die Abteilung drei Angriffe des weit überlegenen Gegners abgewieſen hatte. Ein verwundeter junger Engländer meinte, die Deut-

ſchen und Türken hätten Tauſende von Gefangenen und faſt ihre geſamte Artillerie verloren. Voll Bewunderung ſprach er von dem geradezu bärenhaften Widerſtand der deutſchen Truppen und wie ſie inmitten der zurückflutenden aufgelöſten Maſſen ſich immer wieder ſtellten und den Stoß der Verfolger abfingen.

Dietrich war unter den fünfunddreißig Mann, die aus dieſem Gefecht noch herauskamen. Auf Seitenwegen ſchlugen ſie ſich in die Berge durch, haſteten durch geräumte Dörfer und gelangten erſt bei Aleppo zu der langſam ſich wieder ſammelnden geſchlagenen Armee. Hier erfuhr der deutſche Soldat der Paläſtinaarmee den ganzen Umfang der Niederlage. Marſchall Liman von Sanders Paſcha hatte den Befehl niedergelegt, Bulgarien, Öſterreich, Ungarn waren zuſammengebrochen, das Deutſche Reich am Ende der Widerſtandskraft. Wüſte Gerüchte von einer Revolution in Berlin liefen durch die Truppen, die bis zuletzt in zäher Entſchloſſenheit zu halten verſuchten, was noch zu halten war.

Wir ſchreiben den 30. Oktober 1918. Auf dem Schiff des britiſchen Admirals Calthorpe ſchloß die Türkei den Waffenſtillſtand von Mudros. Es war endgültig zu Ende. Die Reſte der deutſchen Soldaten ſammelten ſich in größeren und kleineren Trupps zum Abtransport in die Heimat, immer noch in voller Ordnung innerhalb ihrer zerfetzten Verbände, die oft bis auf ein Viertel zuſammengeſchmolzen waren. Die Stimmung war grau in grau.

Vierzehn Tage ſpäter trafen die erſten Nachrichten vom Umſturz in Berlin, denen das Gerücht, wie ſeltſamerweiſe ſo oft in der Kriegsgeſchichte, ſchon lange vorausgeflogen war, bei der Truppe ein. Was nun? In Berlin Aufruhr, die Flotte hat gemeutert, Kiel, Wilhelmshaven, München ſind in den Händen von Aufrührern, das ruſſiſche Beiſpiel wird nachgeahmt!

„Jedenfalls iſt die Geſchichte zu Ende!" Der Kanonier Lehmann II nickte beruhigt. „Nu wird Frieden gemacht, wir kommen zu Muttern, und auffreſſen können ſie uns ſchon nicht."

Die Soldaten der Batterie, bei der ſich Dietrich gemeldet hatte, da

er von seiner Kompanie nichts mehr vorfand, standen um die Geschütze. Die Meinungen flogen hin und her.

Wachtmeister Sehlert schnitt schließlich das Gespräch ab: „Wir tun einfach, was befohlen wird. Etwas anderes kommt für den Soldaten gar nicht in Frage!"

„Also, wir liefern auch die Waffen ab, wenn die Entente es will?" Dietrich sah den Wachtmeister herausfordernd an.

„Selbstverständlich. Wenn wir den Befehl bekommen, liefern wir auch die Waffen ab!"

„Und sehen dann ruhig mit an, die Hände im Schoß, faul und dumm, was sie mit Deutschland machen?"

Der Wachtmeister richtete sich hoch: „Man merkt, daß du nicht durch eine richtige militärische Erziehung durchgegangen bist, verstehste! Um politische Sachen hat sich der Soldat nicht zu kümmern. Dafür ist die Regierung da. Der Soldat hat zu tun, was ihm seine Vorgesetzten befehlen, und im übrigen die Schnauze zu halten. Sonst steht ja die Welt still. Ordnung muß sein. Das lernt schon jeder Rekrut!"

„Und wenn nun die Regierung aus Landesverrätern und Gaunern besteht? Soll er dann auch tun, was seine Vorgesetzten befehlen?"

„Nun hör mal zu — ein Soldat handelt nur auf Befehl, wer den Befehl gibt, ist puttegal. Hauptsache, er is Vorgesetzter. Ob die Regierung grade oder krumme Nasen hat, da hat er sich gar nicht drum zu kümmern. Wer mit seinem Militärgewehr 'ne Regierung einsetzen oder absetzen will, weil sie ihm nicht gefällt, ist ein Kerl mit 'ner Waffe in der Hand, aber kein Soldat!"

„Und wenn nun eine Regierung von Landesverrätern selber durch Revolution an die Macht gekommen ist?" Dietrich sah den Wachtmeister böse an. „Und wenn sie das ganze Land und das ganze Volk ausliefert und uns zu einem Frieden bringt, von dem wir uns nie wieder erholen können? Was dann?"

„Du willst woll den Krieg noch verlängern?"

Kanonier Lehmann II drängte sich an Dietrich heran: „Ne, weißt du, ick bleibe so lange Soldat, bis ick meine Papiere habe, ganz ordnungsgemäß und richtig. Aber je früher ick die habe, um so lieber ist es mir. Mensch, wir haben den Krieg dicke!"

„Wenn du man den Frieden hiernach nur nicht noch viel dicker bekommſt!“

„Na alſo, wat willſt du denn, Jäger?“ fragte der Wachtmeiſter, „willſt du hier auf deine eigene Kanne Bier weiter Krieg ſpielen? Befehl iſt Befehl. Wir werden in Ordnung nach Hauſe transportiert, und da werden wir aufgelöſt. Das tut einem ja in der Seele weh, daß das alles ſo zu Ende iſt und ſo kommen mußte — aber in dieſem Augenblick darf der Soldat nur an ſeinen Gehorſam denken. Wenn wir hier noch jeder was für uns meinen wollen, dann wird das Kuddelmuddel jawoll ganz groß. Der Soldat muß eben Diſziplin halten, weiter gar nichts!“

Dietrich fuhr mit der linken Hand über den heißen Lauf des Feldgeſchützes in der Sonne: „Diſziplin, immerfort eure Diſziplin! Menſch, der Frontſoldat hat all die Jahre Diſziplin gehalten, als zu Hauſe die Schieber gehauſt haben. Er hat ſich angeſehen, wie der Bethmann ſeine unſinnige Politik gemacht hat. Die ganzen Kerls, die ſich jetzt zu einer Regierung von Landesverrats Gnaden machten, haben da ja ſchon früher herumgelärmt! Aus Diſziplin haben wir ſie nicht an der Jacke genommen und rausgeworfen! Aus Diſziplin haben wir uns angeſehen, wie ſie zu Hauſe Munitionsſtreik machten, aus Diſziplin und immer wieder aus Diſziplin werden wir uns jetzt anſehen, wie ſie uns das Vaterland über dem Kopf weg verſteigern und dem Feind alle Wege frei machen, damit er Deutſchland in Stücke reißen kann! Ich mach' da nicht mit. Wo ich noch ein Gewehr finden kann, da ſchieße ich auf die andern, und da iſt mir ganz egal, was ihr dazu ſagt. Es müſſen ſich doch in dieſem Heer noch ein paar tauſend Mann finden, die den Kampf fortführen, weil ſie ſich nicht ergeben können!“

„Na, denn kämpf' du man allein“, der Kanonier Lehmann II winkte ab, „ſo verdreht kannſt auch nur du ſein.“

Dietrich ſah ſich im Kreiſe um. Die Kameraden hatten die Augen düſter und müde zu Boden geſenkt. Alles Männer, die ihre Schuldigkeit bis zum äußerſten getan hatten, viele von ihnen verwundet, kein einziger Feigling. Aber ſo feſt ſaß in ihnen der Begriff vom Gehorſam gegen Vorgeſetzte und Obrigkeit, daß ſie ſich ſcheuten, ihn auch nur irgendwie in Zweifel zu ziehen. Sie fühlten, daß ſie dann nur noch ein Haufen abgeriſſener Bewaffneter in fremdem Lande ſein würden. So-

lange die Vorgeſetzten noch an der Spitze ſtanden, war es gut. Weiter zu denken ſcheuten ſie ſich.

Nur der Wachtmeiſter ſah Dietrich lange an: „Weißt du, was du willſt — da biſt du dir ſelbſt gar nicht darüber klar. Du möchteſt am liebſten eine Revolution machen gegen die neue Regierung in Deutſchland und dann weiterkämpfen. Das kannſt du aber nicht, das kann heute keiner, denn zum Weiterkämpfen aus Freiwilligkeit findeſt du nicht genug, und zwingen kannſt du die Leute nicht mehr.“

„Dann werde ich eben hier bleiben, mir ein paar Räuber ſuchen und ſo lange auf die Ententetruppen ſchießen, wie ich Munition habe. Ergebt ihr euch nur zu Hauſe in Deutſchland. Dann bin ich hier Deutſchland, und ihr könnt euch ja nennen, wie ihr wollt!“

Der Wachtmeiſter winkte ab. „Laß das man, das iſt all Unſinn, und übrigens . . .“ Er wandte ſich langſam zur Seite und ging mit ſchweren Schritten über den Platz. Die andern zerſtreuten ſich.

Dietrich ſtand allein am Geſchütz und grübelte. Die Auseinanderſetzung mit den Kameraden hatte ihm keine Klarheit geben können. Wie wollte er denn hier auf eigene Fauſt weiter Krieg führen? Aber wohin ſollte er ſich dann wenden? Mit der Batterie, der er zugeteilt war, in irgend eine kleine norddeutſche Garniſon gehen, die er nie geſehen hatte, und ſich dort in ein Nachhauſe ſchicken laſſen, das er gar nicht hatte? Den Zuſammenbruch des Landes täglich vor Augen haben, die Auflöſung, das graue Ende? Was ſoll ich da? dachte Dietrich bitter, Deutſchland iſt in der Hand der Verräter und Verbrecher — es iſt eben einfach aus. Hier aber kenne ich das Land, kenne das Volk, bin verwurzelt ſeit Jahren in dieſer fremden Welt. Und plötzlich kam bewußt und tief das Schickſal des Auslandsdeutſchen über ihn.

Hier draußen ſtehenbleiben und den Platz nicht räumen! Jener Deutſche fiel ihm ein, der in Südperſien mit den wilden Bergſtämmen gegen die Engländer weitergefochten hatte, der Konſul Wasmuth, der zum Scheich und Heerführer dieſer wilden Krieger aufgeſtiegen war. Wenn auch der Staat ſich ergibt, das Volk muß weiterkämpfen! Und ein Stück des Volkes bin ich ſelbſt. Ich habe die Niederlage nicht verſchuldet, ich habe an der ſchmutzigen Revolte keinen Anteil, ich bleibe

hier auf meine eigene Verantwortung und gebe mein Gewehr nicht ab. Und hier ist der Vater verschwunden, in diesem fremden Land, vielleicht kann ich ihn wieder finden oder doch wenigstens Spuren von seinem Ende. Dietrich griff nach der Tasche seines Waffenrocks, in der er die Schriftstücke verwahrt trug, die er dem toten Inder abgenommen hatte. Was soll ich mich heimtransportieren lassen mit einer geschlagenen Armee, die ohne Befehl in Deutschland keinen andern Zustand schaffen würde — und wer sollte den geben?

Kurz entschlossen meldete sich Dietrich am nächsten Morgen bei seinem Batterieführer und bat um seine Entlassung. Der machte zuerst große Augen, fragte ihn, wie er dazu käme, bereits hier demobilisiert werden zu wollen.

„Ich bin hier zu Hause, bin Auslandsdeutscher. Mein Vater war Ingenieur an der Bagdadbahn, ich war, ehe der Krieg ausbrach, in Stambul." Er legte seine Papiere vor.

„Meinetwegen", der Batterieführer nickte, „wenn alles verrückt ist, können Sie auch verrückt spielen, Jäger! Gut wird's Ihnen hier aber nicht ergehen. Ihr Vater ist tot, wie mir erzählt wurde. Beschäftigung werden Sie hier auch nicht finden, denn gegen uns Deutsche ist die Stimmung nicht gerade freundlich. Man hält uns jetzt, nachdem es schief gegangen ist, für die bösen Verführer, die die armen braven Türken in den Krieg gehetzt haben. Was wollen Sie hier anfangen?"

Dietrich schwieg eigensinnig.

„Natürlich können Sie die Entlassungspapiere bekommen. Zweck hat es nicht, aber meinetwegen!"

„Ich will erst mal das Haus meines Vaters in Ak Tepe aufsuchen, in dem er zuletzt gewohnt hat, wenn er nicht draußen bei der Bahn war, und dann eben sehen, was wird. Nach Deutschland kommen kann ich immer noch!"

Der Batterieführer nickte, Dietrich ging zum Wachtmeister, ließ sich seine Papiere geben und stand dann draußen auf dem Hof der Karawanserei, frei und allein.

Dietrich ist in Ak Tepe im kleinen Haus seines Vaters mit dem alten Ortspolizisten Osman. Es ist bitter kalt, und der Wind bläst eisig vom kleinasiatischen Hochland herüber. Zu seiner Überraschung

hatte er alles in guter Ordnung vorgefunden, als er vor vier Tagen hier eingetroffen war. Die alte Fatme hatte das Haus soweit in Ordnung oder Unordnung gehalten, wie früher, wenn er als Junge hier beim Vater war. Einige Sachen fehlten, ein schöner kupferner Teekessel, ein paar alte Goldmünzen, die Vater von den Grabungsarbeiten an der Bahn mitgebracht hatte — ach ja, das hatte man abgeliefert! Die kleine Stadt war noch toter und stiller geworden, so manches hatte sich verändert. Der Kaimakam Halim Bey, der fortschrittsfreudige Ortsvorsteher, war gestorben, die Blattern waren durch die Stadt gegangen und hatten viele Kinder als Opfer geheischt; von den jungen Leuten waren die meisten noch draußen im Krieg. Bei dem alten Kafendschi, bei dem Dietrich als Junge so oft gesessen hatte, war alles dunkel und tot; der Mann war als Redif, als Landwehrmann, eingezogen worden und irgendwo im Kaukasus erfroren, als Enver Pascha die schönsten türkischen Regimenter für seine abenteuerlichen Ziele durchbrachte.

Der alte Osman war noch würdevoller und zurückhaltender geworden und seine Gestalt gebeugt. Er sah kümmerlich und müde aus. Seine beiden Söhne waren im Krieg gefallen.

„Ganz Anatolien ist ein Totenland geworden", klagte der alte Mann. „Es ist alles zu Ende, jetzt ist es wirklich zu Ende", müde schüttelte er den Kopf. „Gestern wurde erzählt, die feindlichen Truppen hätten schon Istanbul besetzt, der Padischah — Allah gebe ihm tausend Jahre — sei ihr Gefangener. Wir können nichts mehr machen, es steht alles in der Hand des Ewigen!"

Dietrich sah sich in dem kleinen Spiegel gegenüber, und erst jetzt fiel ihm auf, wie hart sein Gesicht geworden war, die Haut fast lederartig von Wind und Sonne der Wüste, Bartstoppeln um Mund und Kinn, die Augen tief in dunkeln Höhlen.

Der alte Polizist sprach weiter: „Das ist immer im Volke gesagt worden, daß wir einmal so rasch versinken müßten, wie wir aufgestiegen sind. Es waren siebzig Familien mit ihren Herden, die das türkische Reich gegründet haben. Vor diesem Reich haben alle Sultane und Könige der Welt ihr Haupt in den Staub gebeugt, du weißt das, denn du kannst in den Büchern lesen. Und dann haben wir immer Unglück gehabt, schon zur Zeit meines Vaters und meines Großvaters.

Gott hat ſeine Hand von uns abgezogen, wir können nur noch ſtillhalten und den Tod erwarten. Es gibt einen alten Vers, den einſt der Padiſchah Mohammed der Große angeſchrieben hat, als er Iſtanbul eroberte. Dieſer Vers war damals Wahrheit für die Griechen, heute iſt er Wahrheit für uns:

‚Die Spinne iſt nun Türſteher in des Kaiſers Palaſt,
Die Eule ſtimmt das Feldgeſchrei in Afraſiabs Hallen an.'"

Osman verſank in Schweigen und Träume.

Plötzlich klopfte es an die Tür, dann noch einmal heftiger. Dietrich entſicherte ſeinen Revolver und öffnete vorſichtig. Draußen ſtand eine hochgewachſene Geſtalt im türkiſchen Militärmantel mit dem Abzeichen eines Leutnants.

„Ich habe hier Licht geſehen, und bitte um Quartier für eine Nacht." Der Fremde trat raſch ein, der Schein der Kerze fiel auf ein ſchmales Geſicht mit großen mandelförmigen Augen. Er nahm ſeinen Mantel ab, erkannte in Dietrich den Fremdling und ſagte kurz: „Mein Name iſt Achmed Bey. Ich reite nach Konia. Haben Sie wohl Platz für mich?"

Der alte Osman verneigte ſich. Dietrich ſtellte dem jungen Offizier eine Schale Kaffee, einige Zwiebacke und etwas Fleiſch hin. „Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich komme von einer Armee, die nicht mehr exiſtiert, und gehe zu einer Armee, die exiſtieren muß."

„Wie meinen Sie das?" Dietrich ſah ihn forſchend an.

Der Offizier antwortete mit der Gegenfrage: „Und was machen Sie hier?"

„Ich bin ins Haus meines Vaters zurückgekehrt, der hier vor dem Krieg gearbeitet hat. Ich weiß ſelber nicht, was werden ſoll, aber ich habe nicht dorthin gehen mögen, wo Verrat und Feigheit herrſchen. Ich ſuche ein anſtändiges Ende."

Achmed Bey zündete ſich eine Zigarette an, reichte dem jungen Deutſchen eine zweite hinüber und ſah ihn lange an: „Ich bin Soldat, ſeitdem ich ſechzehn Jahre alt bin. Ich habe Niederlagen auf Niederlagen erlebt. Ich habe immer wieder gedacht, daß alles zu Ende iſt. Aber es iſt niemals alles zu Ende geweſen, weil ich es nicht gewollt habe und weil Tauſende gleich mir es auch nicht gewollt haben. Ich

habe das große Laufen miterlebt im Balkankrieg, den Hunger und die Unfähigkeit bei Tschataldscha, ich war im Kaukasus, wo wir gegen Schnee und Eis Krieg führen wollten, bin in Syrien gewesen. Ich bin durch alle Höllen gegangen, aber ich glaube nicht, daß es zu Ende ist. Es ist niemals zu Ende, wenn wir nicht wollen, daß es zu Ende ist."

Dietrich sah ihn überrascht an: „Das hört man selten in diesem Lande. Wo haben Sie diese Gedanken her?"

Achmed sprach weiter: „Wir haben Provinzen verloren, haben Heere verloren. Wir sind durch Berge von Korruption und Unfähigkeit, von Diebstahl, Faulheit und Liederlichkeit hindurchgegangen. Wir haben uns manchmal geschämt über den Betrieb bei uns, wenn wir eure Truppen gesehen haben. Oh, ich weiß das alles! Wir verlieren in diesen Tagen auch unsern Herrscher, der einen Frieden machen wird, der kein Friede mehr ist, sondern Unterwerfung. Wir können alles verlieren, haben wahrscheinlich schon alles verloren an Macht — aber wir sind selbst noch da, die Nation, das Volk!"

Der alte Osman beugte seinen weißen Greisenkopf vor: „Herr, was willst du machen? Gott zerbricht die Völker wie ein Rohr in seiner Hand. Jedes Ding hat seine Zeit, die Blume blüht und verwelkt, wie der Ewige es will!"

„Ach, das ist diese alte Leier, an der wir immer wieder zerbrochen sind. Das ist so bequem, das möchtet ihr gerne hören! Gott soll alles tun, Gottes Willen kann man nicht ändern, und dann setzt man sich hin und läßt das Verhängnis kommen und sagt, das sei der Wille des Ewigen gewesen. Aber das ist nicht der Wille des Ewigen, sondern das ist eure Mattherzigkeit und Müdigkeit, das ist der Geist, an dem wir zugrunde gegangen sind!"

Der alte Polizist schüttelte den Kopf: „Herr, wenn das Haus einfällt, schmähen nur die Törichten den Namen des Barmherzigen. Wie kannst du ein Haus halten, das die Hände des Allmächtigen zerbrechen?"

Achmed sah ihn mit funkelnden Augen an: „Weißt du, du alter Mann, ich liebe dich, weil du ein Stück unseres armen Volkes bist. Du tust mir leid, weil du dir keinen andern Rat weißt, als dies ergebungsvolle Unterwerfen unter einen Willen, den du für Allahs

CH.

Willen hältſt. Aber ich will dir einmal ſagen, wie es wirklich iſt. Du kannſt nicht leſen und nicht ſchreiben, du weißt nicht um die Geſchichte deines eigenen Volkes. Lange ehe wir den Namen Allahs angerufen haben, da iſt unſer Volk mächtig in der Welt geweſen. Größer und fruchtbarer ſind die Nachfahren des grauen Wolfes geweſen, als alle Sultane und Herrſcher dieſer Erde. Haſt du einmal von Dſchingiskhan gehört, vor dem die Völker auf die Knie ſanken vom fernen China bis zum großen Moskau? Haſt du von Timur gehört, dem Lahmen, der vom Bosporus bis zum Aralſee Herr der Welt geweſen iſt? Weißt du von den großen Khanen der Steppe, den Herrſchern über Millionen? Die waren unſeres Blutes und unſerer Art! Die haben nichts gehabt als ihr Schwert und ſich vor nichts gefürchtet, auch vor der Macht des Ewigen nicht. Die ſind Herren geweſen dieſer Erde, weil ſie Herren ſein wollten! Niemals haben die ſich verloren gegeben, ſolange es noch ein Pferd und ein Schwert gab."

Achmed war aufgeſtanden, ging mit langen Schritten durch den Raum. „Wir laſſen unſer Volk einfach nicht untergehen, allen Feiglingen, allen Mullahs und ſelbſt dem Großherrn zum Trotz nicht! Vielleicht ſind wir heute nur wenige Hundert, aber mehr ſind es niemals, die ein Volk wieder nach oben führen." Und plötzlich packte ihn die Wut. Er ſchrie dem alten Poliziſten entgegen: „Wir nehmen den Krieg noch einmal auf! Wir ſchaffen, wenn es nicht anders geht, eine Republik. Wir jagen deinen Großherrn zum Lande hinaus, beſchaffen uns die modernſten Maſchinen, die modernſten Waffen! Wir fangen noch einmal ganz von vorne an, ganz von vorne, ſage ich dir! Wir machen Revolution! Wir ſtecken den Oſten in Brand, daß der Flammenſchein über die Welt leuchtet! Wir wollen, hörſt du?! Trotz deines Ewigen und ſeiner Ratſchlüſſe! Wir wollen frei ſein, wir werfen all den alten Tand in die rauſchenden Flammen, all die toten Dinge, die uns jahrhundertelang gefeſſelt haben!"

Mit weitausholenden Schritten ging er durch den kleinen Raum, während das Licht der Kerze die ſchmalen, feſten Umriſſe ſeines Geſichts aufleuchten ließ. Seine Lippen formten jenes fanatiſche Gedicht des Ali Dſchanib, das heimliche Bekenntnis der Radikalſten unter den jungen Offizieren. Er ſprach es wie ein Gebet, wie einen Schrei der Hingabe:

„Ich verſank in deine Welten traumbeſchwert und ſchlummermatt.
He, du Oſten? Biſt du noch nicht tauſendjährigen Schlafes ſatt?
Und immer noch für Demutsangſt der Kuppeln ſchützend Dach,
Und immer noch in Höhlen tief ein gottergebnes Ach!
Noch immer deine Häuſer durchklagt der Eule Schrei,
Noch immer füllt die Straßen der Hunde Heulerei!
Noch immer hinter Gittern morſch wird Leben Stumpfſinns Raub,
Noch immer knarrt die Wiege träg, und jeder Klang voll Staub!
O Oſten, dieſe Sklavenangſt bleibt ewig ohne Sinn:
Den Heilsruf ſingt dein Muezzin, der Himmel hört nicht hin!
Erlöſche drum am Himmel dir der träge Morgenſchein!
Es wandle ſich auf Erden dir Gebet in Racheſchrein!
Nicht beuge taubem Himmel mehr dein Beten bang das Knie;
Dein Unglück räche an der Welt: Wohlan, verbrenne ſie!
Zum Bürgen jeder Tyrannei — ein Tropfen Bluts genug!
He, Oſten, he, erwache! Wach auf, du ſchliefſt genug!"

Osman hatte ſich zurückgelehnt, die Augen ſtarr geöffnet. In den Zügen des alten Mannes war plötzlich eine finſtere Entſchloſſenheit erſchienen. „Herr, rufe mich! Ich kann noch ein Gewehr tragen."

Achmed blieb vor Dietrich ſtehen. „Wir ſtecken Aſien in Brand, wir nehmen es noch einmal auf, wir erkennen die Niederlage nicht an! Wer länger nicht mehr wandern mag, wer nicht mehr vor Scham und Wut in den Tag ſchauen mag, der ſoll mit uns kommen! Wir zünden das Feuer der Freiheit an!"

Dietrich ſprang auf. Die beiden ſahen ſich ſtumm in die Augen, dann wiederholte er mit feſtgepreßten Lippen: „Es wandle ſich auf Erden dir Gebet in Racheſchrein ..."

Am nächſten Morgen trieben ſie ein Pferd für Dietrich auf, der dafür ein altes Jagdgewehr ſeines Vaters hergab. Dann trabten die beiden nach Konia davon. Dietrich trug türkiſche Soldatenuniform im Range eines Unteroffiziers, den er normalerweiſe auch im deutſchen Heer erreicht hätte. Sie waren übereingekommen, daß er ſich als Türke geben ſollte. Er wollte ſich Omar nennen, aber Achmed hatte

das abgelehnt. „Der Name iſt arabiſch, wie du weißt, wir nennen dich Timur." Das wiederum lehnte Dietrich ab. Schließlich einigten ſie ſich auf Timur Kütſchük, den „kleinen Timur", was Dietrich nicht ſo ausgeſprochen an den großen Mongolenfürſten erinnerte.

„Du ſprichſt unſere Sprache wie wir", ſagte Achmed, „du biſt ein praktiſcher Menſch, der viel gelernt hat. Aber du mußt dich ſtets als Türke geben, denn wir wollen den Kampf ganz allein führen als Kampf für unſere Nation. Sonſt iſt alles viel ſchwieriger, das mußt du verſtehen!"

In Konia fanden ſie bereits eine engliſch-franzöſiſche Militärkommiſſion, die mit dem türkiſchen Diviſionsſtab verhandelte und die Auflöſung der Truppe betrieb. Sie konnte trotzdem nicht hindern, daß in der Nacht Feldgeſchütze und Munition abtransportiert wurden.

Am nächſten Tag ritten ſie weiter nach Nordoſten. Es war nichts zu ſehen von der begeiſterten Stimmung, von der Achmed geſprochen hatte. Die Offiziere, mit denen er ſich unterhielt — Dietrich hielt ſich als Begleiter zurück — machten einen mutloſen und erſchöpften Eindruck. Es hieß, die Armenier ſeien aufgeſtanden und hätten ihren eigenen Staat bekommen, auch die Kurden ſollten ſelbſtändig werden. Ein älterer Hauptmann, mit dem Achmed kurz von dem Gedanken ſprach, noch ehe die Friedensbedingungen heraus ſeien, müſſe man ein Heer für weiteren Widerſtand ſchaffen, um ſein Schickſal nicht gänzlich in die Hände des Feindes zu geben, lehnte müde ab: „Kein Befehl! Bedaure, das kann man nicht machen!" Auch hier dasſelbe Bild. Dietrich ſchien es, als ob die Stimmung des zu allem bereiten Widerſtandes, die an jenem Abend in dem Häuschen in Ak Tepe geherrſcht hatte, nur eine Angelegenheit weniger Verzweifelter ſei.

In den Dörfern, die ſie paſſierten, waren faſt nur alte Männer, Frauen und halbwüchſige Burſchen, und das Räuberunweſen im Lande ſollte wieder ſtark überhandnehmen. Von Widerſtand war nirgends die Rede. Sie übernachteten in ungeheizten leeren Gaſtſtuben oder ſchliefen bei Bauern, wo Vieh und Menſchen eng zuſammenwohnten. Auf einer abgelegenen Polizeiſtation erfuhr Achmed plötzlich, der letzte Kommandierende General der Türken in Aleppo, Muſtafa Kemal Paſcha, ſolle zum Generalinſpekteur der Truppen in Kleinaſien ernannt werden.

„Der Mann hat bei Anafarta an den Dardanellen mit dem Bajonett die Engländer und Neuseeländer ins Meer gejagt", meinte Achmed kurz, „das ist unser Mann!"

Das Land war jetzt weit und einsam, auf der Steppe lag Schnee. Bereits tauchten hier und da kleine Gruppen von Nomaden auf, Jürüken und Kurden, die ihre Herden von Kamelen und Ziegen weideten, wilde, unzuverlässige Leute, denen Achmed aus dem Wege ging. Niemals hatte Dietrich diese Landschaft gesehen, diese Steppe mit dem wenigen Buschwerk, die Dörfer tief in Geländemulden vergraben, grenzenlose Weite, eisige Kälte des Windes. Das war kein Orient mehr. Das war landgewordene, erdgewordene Wildheit und Wildnis, über der Bussart und Geier hoch kreisten. Die Nacht war nebelreich, unheimlich, es heulte im Sturm wie die Geister versunkener Heere. Die Einsamkeit und Größe der Steppe, der kalte Schneewind bei Tag, die undurchsichtige Nacht ergriffen Dietrich mit einem merkwürdigen Entzücken. Körper und Seele strafften sich innerlich an der Rauheit des Klimas, an der Kälte der Landschaft.

Erserum, uralte Festung, tief im Schnee vergraben. Die Häuser an die Felsen geklebt hoch in den Bergen. Hier stand die Nation auf. Der Frühjahrswind hatte die Schneemassen noch nicht aufzutauen vermocht, als die schlummernden Kräfte der Nation, diese Kräfte, die jahrhundertelang geschlafen hatten, erwachten. „Kongreß der Vereinigung zur Verteidigung der nationalen Rechte der Ostprovinzen" — ein paar Dutzend Abgeordnete, Soldaten, Verwaltungsbeamte, tagten hier ohne Befehl, ohne Einladung, ohne Aufforderung des Sultans. Wo waren die Zeiten, da in der ganzen Türkei „nicht ein Stein zur Erde fiel ohne die Prade des Großherrn"? Noch war die kleine Stadt still, beinahe allzu still. Oben im Amtsgebäude des Wilajets tagte der Kongreß, und doch zitterte etwas wie revolutionäre Ahnung durch die paar tausend Soldaten, die hier übriggeblieben waren, im äußersten nordöstlichen Winkel des niedergebrochenen Reiches.

Dietrich bastelte auf dem Flugplatz an einer zertrümmerten Flugkiste, einem Überbleibsel der russischen Armee aus dem Weltkrieg. Hier versuchte man die alten Kampfflugzeuge wiederherzustellen. Zu

Hauſe werden die Herren Volksbeglücker ſie wahrſcheinlich ausliefern, dachte Dietrich bitter. Als er in ſeine Baracke ging, war dort große Aufregung. Eine Proklamation, ein „Adſcham", gedruckt auf jämmerlichem Papier, wurde herumgereicht, dann von einem ſchwarzbärtigen Oberleutnant vorgeleſen im Schein der blakenden Petroleumlampe: „... unter dieſen Umſtänden ſehen die Vertreter der Oſtprovinzen keine andere Möglichkeit, als auf eigene Verantwortung den Beſitzſtand der türkiſchen Nation zu verteidigen." Es war kein lauter Beifallsjubel bei den etwa vierzig Unteroffizieren und Offizieren, die hier zuſammenſaßen, nur entſchloſſenes Kopfnicken, ein Blick des Einverſtändniſſes. Plötzlich ſchoß es Dietrich durch den Kopf: York! Die machen hier ja, was York gegen Napoleon verſucht hat.

Wochen ſpäter. Schon haben ſich Organiſationen der nationalen Verteidigung wie ein dünnes Spinnennetz über Kleinaſien ausgebreitet. Zahlenmäßig noch unendlich ſchwach, aber immerhin wirkſam, lenkten ſie leider die Aufmerkſamkeit des Feindes frühzeitig auf ſich. Alte Soldaten haben ſich wieder zur Fahne eingefunden, Freiwilligenabteilungen ſind aufgeſtellt. Mühſam geht alles, weil der verroſtete Verwaltungsapparat die erdenklichſten Schwierigkeiten macht. Dietrich hatte ſich eine Revolution einfacher vorgeſtellt. Eines Tages wurde es dem Volke eben zu viel, und man ergriff das Gewehr und baute Barrikaden. Hier lernte er nun, daß Revolution eine Angelegenheit von Vollmachten iſt, von Befehlen und Gegenbefehlen, ohne die keine Behörde tätig wird, lernte, daß man eine Revolution erſt organiſieren muß, und daß man dazu am beſten einen Teil des Staatsapparates ſich zu beſchaffen hat.

Aber manchmal hilft der Feind ſelber überraſchend und unerwartet bei der Revolution.

Große Sitzung beim Wali von Trapezunt, einſt mächtige griechiſche Handelsſtadt, im Mittelalter ſogar einmal Kaiſerreich unter einer Nebenlinie der Byzantiner. Die Behörden ſollen Nahrungsmittel, Unterkunft und dergleichen für die Soldaten der nationalen Verteidigung ſtellen. Man verhandelt hin und her. Dem Feuerkopf Achmed mögen ſich die ſachlichen Verwaltungsbeamten, zum großen Teil Männer ohne eigene Initiative, nicht fügen. Außerdem, die Stadt iſt Hafen. Leicht können da Kriegsſchiffe der Siegermächte erſcheinen, die Stadt beſetzt,

ihr Kontributionen abgefordert werden, wenn man allzu heftig ſich mit dieſen wilden Leuten einläßt, die als Vertreter der Armee ſprechen und von denen jeder weiß, daß ſie etwas brauen, was der Padiſchah, das Kabinett und das, ach ſo mächtige, Ausland ſicher nicht billigen. Achmed bittet, droht, fleht. Um jede fünfzig Zentner Stroh und Heu muß gehandelt werden. Die Stadtverwaltung iſt nicht böswillig, aber eingeſchüchtert und eingeängſtigt. Zudem darf die britiſche Entwaffnungskommiſſion nichts von dieſen Verhandlungen hören.

Mitten hinein in dieſe ſich immer mehr feſtlaufende Ausſprache ſchnurrt das Telephon. Ein Ferngeſpräch kommt: „Griechiſche Truppen haben geſtern Smyrna beſetzt, die in der Kaſerne zuſammengezogenen und zumeiſt unbewaffneten türkiſchen Soldaten ſind ohne Grund und Anlaß gefangengenommen und auf dem Weg zum Hafen zum großen Teil niedergemacht oder ſchwer mißhandelt worden."

Die Herren ſpringen hoch. Das iſt das Schickſal, das ihrer Stadt genau ſo gut drohen kann wie Smyrna! Die Stimme aus dem Apparat ſpricht weiter: „General Muſtafa Kemal Paſcha hat Iſtanbul an Bord der ‚Panderma' in Richtung Kleinaſien verlaſſen."

Die Stadtverwaltung bewilligt alles, Fourage, Nahrungsmittel, ſogar ein paar Autos. Die Privatautos werden regiſtriert, ſie gehören ohnehin fremden Kaufleuten, die Dienſtpflichtigen werden von der Polizei erneut feſtgeſtellt, falls es doch losgehen ſollte.

Wie eine Brandfackel iſt dieſe Landung in Smyrna in das toterſchöpfte Land gefahren. Man hatte ſich mit allem ſchließlich abgefunden, mit der Niederlage, den bevorſtehenden Verluſten, ſogar einer drohenden fremden Schutzherrſchaft. Der Widerſtandswille der wenigen Entſchloſſenen war in den Maſſen nur belächelt worden. Oft hatte man Achmed geſagt, wenn er verſuchen wollte, die ältern Männer mitzureißen: „Ein Volk mit ruinierten Staatsbeſitzungen, mit einer halben Milliarde Pfund Schulden auf ruiniertem Boden, auf armſeligſter Landſchaft kann gar nicht ſelbſtändig leben." Man hatte ſich geradezu damit beruhigt, daß England und Amerika oder eines von beiden die Schutzmacht übernehmen würde, hatte ſich eingeredet, die Welt könne dieſe Nation nicht untergehen laſſen.

Dieſer 15. Mai 1919 hatte die ganze Lage gründlich verändert. Ein kleiner Gegner, immer gering geachtet, war ungeſtraft der alten türkiſchen Soldatennation ins Geſicht getreten, hatte die Gelegenheit benutzt, rückſichtslos an ſich zu reißen, was Kleinaſien überhaupt an wertvollen Küſtenlandſchaften im Süden beſitzt. Die Forderung von Smyrna, das bedeutet den griechiſchen Anſpruch auf ganz Jonien, heißt Abdrängung vom Meer, Zurückdrängung in die Steppe, politiſches Ende des türkiſchen Staates, wirtſchaftliches Ende des türkiſchen Volkes.

Kleinaſien begann zu brennen. „Smyrna iſt unſere Seele!"

Von irgendwoher war dieſe Parole gekommen und flog durch die Dörfer und Städtchen. Die Griechen marſchierten vor, warfen einzelne türkiſche Trupps, Freiwilligenabteilungen, die ſich raſch gebildet hatten, vor ſich her.

Eines Morgens haben ſämtliche Walis, die Ortsvorſteher und Präfekten ein Schreiben in der Hand: „Sie werden in der nächſten Woche nationale Kundgebungen, großartige, eindrucksvolle Verſammlungen organiſieren, um die Gerechtigkeit und das Eingreifen aller ziviliſierten Nationen in dem Sinne anzurufen, dieſem unerträglichen Zuſtand ſofort ein Ende zu machen. Dieſe Kundgebungen müſſen ſich über Ihren ganzen Amtsbereich erſtrecken." Gezeichnet war der Erlaß mit dem Namen des neuen Generalinſpekteurs Muſtafa Kemal.

Die Verwaltungsbehörden befolgten, teils ergriffen vom Feuer des nationalen Widerſtandes, teils, weil ſie gewohnt waren, Befehlen eines Rangälteren ohne weiteres nachzukommen, die Anordnung. Das ſtille Kleinaſien erlebte plötzlich Volksverſammlungen, öffentliche Kundgebungen, rieſige Demonſtrationen, nicht für „Frieden oder Butter", ſondern für Freiheit und Unabhängigkeit. Nur die Stadtverwaltung von Trapezunt war wieder umgefallen, man traute ſeiner eigenen Courage nicht. Aber die Maſſen waren in Bewegung geraten.

Die Frühjahrsſonne prallt auf braungelbe kahle Felshänge. Hier und da ein wenig Buſch, einige Sträucher, in der Ferne eine Maulbeerpflanzung. Im Tal nähern ſich Reiter, den Karabiner ſchußbereit im Arm, etwas zurück als lange Schlange marſchierende Infanterie-

kolonnen. Der Traum von Großhellas fliegt den Truppen voran. Hier iſt doch das Land, wo einſt Miltiades, der Tyrann von Milet, dem perſiſchen Großkönig die Stirn bot. Das weiße Smyrna dort, in das vor wenigen Wochen die Nachfahren der alten Hellenen eingezogen ſind, iſt eine der ſieben Städte, die ſich um die Ehre ſtreiten, der Geburtsort Homers zu ſein. Wo der Spaten tiefer gräbt auf dieſer kleinaſiatiſchen Erde, da ſtößt er auf Reſte griechiſcher Städte, griechiſcher Tempel. Oben am Vorgebirge Mykale hat einſt das Panionion gelegen, der gemeinſame Tempel aller ioniſchen Städte Kleinaſiens zu Ehren des dreizackbewaffneten Gottes Poſeidon. Jahrhundertelang iſt hier das byzantiniſche Reich Herr geweſen und Wächter Europas gegen die Horden Aſiens. Mit welcher Trauer, welchem Jammer haben die Nachfahren der klaſſiſchen Griechen dieſe Stätten einſt der Herrſchaft der wilden Türken überlaſſen müſſen. Aber noch ſitzen Millionen von ihnen rings an den blauen Küſten als Handwerker und Händler, die Schöpfer des Fortſchritts in der aſiatiſch verſchlafenen Türkei. Und jetzt marſchiert Junghellas, holt die Länder heim, in das ſtrahlende Großionien! Es iſt der alte Kampf, den einſt die Hopliten Athens, den die ſtrahlenden Dreiruderer des Joniſchen Seebundes gekämpft haben, der in ihren Nachfahren wieder aufſteht: Europa gegen Aſien.

Sie ſpüren es alle, die Soldaten, die Offiziere dieſes hochbegabten, geiſtig lebendigen Volkes. Die neue Ilias iſt da, der Zug gegen Troja! Ein neuer Achilles wird die Stadt berennen, wird die Leiche Hektors dreimal um die Mauern ſchleifen. Eine Weisſagung aus der Zeit des letzten Byzantinerkaiſers geht um: Wenn einſt wieder ein Konſtantin auf dem Throne Griechenlands ſitzen wird, eine Sophia ihm zur Seite, dann wird Byzanz wieder griechiſch ſein, wird der Halbmond von der Hagia Sophia heruntergeholt und durch das rechtgläubige Kreuz erſetzt werden. Wie eine Parole, ein Gebet geht dieſe alte Weisſagung durch die griechiſchen Regimenter. Nur ungern hat man am Weltkrieg teilgenommen, nur ungern ſich in die politiſchen Kämpfe der Großmächte hineinreißen laſſen. Man hat es mit den deutſchen Freunden ſo wenig verderben wollen wie mit dem ſeebeherrſchenden England.

Aber ehe Italien dieſe ſonnigen Küſten, dieſes ſtrahlende Jonien an ſich riß, hat Griechenland zugegriffen, um das öſtliche Mittelmeer

helleniſch zu machen, wie es war, als Athens Macht auf der Höhe ſtand, als Perikles aus der kleinen Stadtrepublik die Weltmacht ſchuf, als Sophokles ſang, als Praxiteles dem kühlen Marmor Wunderwerke entrang. Damals ſtürzte Hellas durch Uneinigkeit, heute marſchieren ſie geſchloſſen, die Nachfahren der Spartaner und Athener, ein Reich, ein Volk, ein Glaube.

Tauſende der kleinaſiatiſchen Griechen haben zu den Waffen gegriffen, als Freiwillige ſich dem Heer angeſchloſſen. Der Rauſch des Sieges iſt über ſie gekommen, der Rauſch, wieder Herr zu ſein in Jonien wie vor tauſend Jahren. Sie haben die türkiſchen Einwohner vertrieben und hinausgejagt. Die Großmächte werden ſicher in ihrer pedantiſchen Art noch nach Volkszählungen fragen, wer denn eigentlich im Lande zahlreicher iſt. Da iſt es beſſer, die Barbaren gleich vorher totzuſchießen. Ein toter Barbar iſt ein guter Barbar. Heim in die Steppen Aſiens mit euch, von wo ihr einſt gekommen ſeid! Züchtet Kamele, trinkt Stutenmilch, aber bleibt weg, wo die Tempel der Athene und des Poſeidon zum blauen Himmel ragten! Wie eine Feuerſchlange wälzt ſich das griechiſche Heer vorwärts, links und rechts verbrannte Türkendörfer, fliehende, aufgeſtörte Bevölkerung, die mit Sack und Pack in die Berge zu entkommen ſucht.

Die Reiter unten traben immer näher heran.

Ödemiſch ... Kahler Felſen, grauer Stein, hinten irgendwo ein grüngrauer Maulbeerhain. Da ſchiebt ſich hinter den Felſen ein Gewehrlauf vor, noch ein Gewehrlauf — achthundert Gewehrläufe lauern hinter dieſen Felſen. Der alte Dorfpoliziſt Osman zielt, ſetzt noch einmal ab, zielt wieder. Der vorderſte Reiter kippt aus dem Sattel, die Schüſſe der Freiſchärler von den Bergen fegen der anrückenden Armee entgegen. Dort drüben graben ſie ſich ein, Infanterie geht in loſen Schützenketten vor, die Stahlmantelgeſchoſſe klatſchen auf die Felſen. Eine dicke weiße Rauchwolke erhebt ſich, bricht nieder, zielſicher praſſeln Schrapnells in die Felſenſtellungen. Der alte Osman feuert ſicher und ruhig, das Bäuchlein, das er im ſtillen Dienſt der kleinen Stadt ſich erworben hatte, iſt lange weg, das Greiſengeſicht iſt braunrot gebrannt und friſch. Er ſchießt, glücklich über das moderne

Militärgewehr, ein altes Lied vom Tſchakydſchi Mehmed, dem Räuberhauptmann, auf den Lippen. Vorne entwickeln ſich immer neue Kompanien, das Feuer bellt und praſſelt herauf. In ſeiner ſtaubgrauen geflickten Weltkriegsuniform kriecht der Freiſcharenführer Kel Ali hinter ſeinen Leuten entlang, hier einen aufmunternd, dort einem Toten raſch die Patronen abnehmend, ſelber durch die Lücken der Steinhänge feuernd. „Aushalten, nur aushalten — hinter uns ſind mindeſtens dreitauſend Flüchtlinge!" Der alte Dorfpoliziſt braucht nicht ermuntert zu werden, der ſtellt nichts mehr dem Walten des Schickſals anheim, er handelt ſelber. Schuß auf Schuß fegt den vorgehenden Kompanien entgegen.

Unten iſt eine zweite Batterie aufgefahren, Schwere Feldartillerie. Krachend ſplittern die Felſen unter dem Aufſchlag der Granaten. Ein Pfiff geht die Reihen entlang, lautlos ſchleichen ſich die Männer rückwärts, Soldaten, Bauern, oft noch das Turbantuch um den Fez,

Poliziſten, dazwiſchen einige bewaffnete Frauen. Unten bricht Siegesjubel los, aber als die Kompanien in die eroberte Stellung eindringen, ſchlägt ihnen vom nächſten Höhenzug ſchon wieder das Feuer entgegen. Erſt am Abend ſcheint die Straße frei.

Der Volkskrieg iſt in vollem Gang. Dietrich iſt in Siwas. Die kleine Stadt iſt überfüllt mit neuaufgeſtellten Truppen. Schön ſehen ſie nicht aus, eine richtige Sansculottenarmee, die Waffenröcke verſchliſſen, ein Teil der Leute faſt in Zivil, viele ohne Stiefel, nur mit Fußlappen und feſtgebundenen Holzſchuhen. Aber es iſt wieder Geiſt und Wille in dieſem Heer. Auf dem Markt der kleinen Stadt an der Karawanſerei wird alle halbe Stunde ſeit Wochen ſchon der Aufruf des ehemaligen Generalinſpekteurs der kleinaſiatiſchen Armee, Muſtafa Kemal, verleſen, den der Sultan abgeſetzt hat und dem trotzdem die Nation folgt. Die Nation wird zur Bildung einer Nationalverſammlung, zur Entſendung von Delegierten aufgefordert, die ihre Rechte verteidigen ſollen, da der Sultan in der Gewalt der Feinde ſei und — „da der Sultan den Befreiungskampf gar nicht will, da er ihn ſabotiert und lahmlegt, wo er kann". Aber das ſpricht niemand aus von denen, die es wiſſen, und der Mann in Reih und Glied braucht es noch nicht zu wiſſen. Der hört einſtweilen nur, daß der „Schatten Allahs" in der Hand der Ungläubigen iſt, daß man kämpft, um ihn zu befreien, denn der Ali und der Mehmed, der Haſſan und der Omar aus ihren weltentlegenen Dörfern würden noch nicht begreifen, daß man auch ohne einen „Stellvertreter Gottes" als Nation leben kann, ja daß man ſogar ihn los werden muß, wenn man leben will. Sie ſind zwar die Nation, dieſe breiten ſchweren Bauernſoldaten, die ſeit vielen hundert Jahren alle Grenzen dieſes weitausgedehnten Reiches haben ſchützen müſſen, aber ſie wiſſen es ſelber nicht. Innerlich ſind ſie noch „Knechte des Großherrn", noch überlagern tauſenderlei alte Traditionen die erwachende „Seele der Nationen". Aber ſie ſpüren doch, daß etwas ganz Neues aufgebrochen iſt, daß es nicht um das Reich des Großherrn geht, ſondern um ihren Acker, um ihr Vieh, um ihre Kinder. Sie ſprechen wenig, aber ſie packen plötzlich überall zu, ſelbſt Frauen führen in tagelangen Fahrten auf quietſchenden, zweirädrigen Wagen Munition zu der Front, die ſich gegen das vorrückende Hellenenheer gebildet hat.

Das andere, was die Lage so schwer macht: die Geistlichkeit ist gegen die Erhebung, die alten Sultansbeamten sind gegen die Erhebung. Sie spüren, daß ihre Zeit vorbei ist, wenn die Nation von sich aus Widerstand leistet. Sie alle möchten unter der Oberhoheit des Auslandes beschaulich weitervegetieren, sie haben keinen Glauben und kein Vertrauen zu der Volkserhebung. Die Beamten des Sultans nennen sie „Störung von Ruhe und Ordnung", die Mullahs nennen sie „Auflehnung gegen Gottes Ratschluß".

Die primitivsten Teile des Volkes werden in Bewegung gesetzt, um die junge Revolution von innen zu erwürgen. Da sind hoch in den Bergen die Kurden unter ihren selbstherrlichen Scheichs. Nie haben die in ihrem Herrschaftsbereich Polizei und Verwaltung wirklich geduldet, wie im Mittelalter haben sie sich lediglich als Vasallen des Großherrn zu Stambul gefühlt. Ein Wink genügt, sie gegen die junge Revolution auf die Beine zu bringen. Im Osten haben sich die Armenier ihren eigenen Staat geschaffen, haben natürlich europäische Waffen, amerikanisches Geld und drängen mit ihren Daschnaken, ihren Kampfabteilungen, immer tiefer nach Kleinasien hinein. Um Wan, um Bitlis wird bereits gekämpft. Diese Revolution kann nicht glücken — der Feinde sind zu viel, und die Armut ist zu grenzenlos.

Womit soll man Flugzeuge steigen lassen, wenn der Transport von Treibstoff eine wahre Irrfahrt ist? Und selbstmörderisch sind diese alten, ausrangierten Kisten! Aber sie fliegen und setzen die wilden Kurden und Tscherkessen in Schrecken. Dietrich und seine Kameraden arbeiten beim matten Schein einer kleinen Bogenlampe noch immer am Gestänge eines Flugzeuges. Wie merkwürdig gewandt diese Leute plötzlich geworden sind, denkt Dietrich, wie fleißig und aktiv — was ist in dieses Volk gefahren?

Eines Mittags gibt ihm ein Kamerad, ein älterer Oberleutnant, eine Zeitung aus Istanbul, lächelt dabei ein wenig. Die Zeitung bringt auf der ersten Seite die kurze Meldung vom 23. Juni 1919: „Die deutsche Nationalversammlung hat der Annahme des Friedensvertrages bedingungslos zugestimmt." Dietrich möchte ausspucken, sein Gesicht bekommt einen verzweifelten und trotzigen Aus-

druck, ſtumm reicht er das Blatt dem Türken zurück, der ihn beobachtet.

Draußen am Fliegerſchuppen wirft ſich Dietrich in den Sand, er möchte heulen vor Wut und kann kein Wort herausbringen. Neben der Meldung war auf einer Landkarte eingezeichnet, was Deutſchland an Gebieten abzutreten hat. Die Nationalverſammlung hat „bedingungslos angenommen". Und was haben die Kameraden getan? Jetzt erſt wird ihm bewußt, daß er monatelang von Hauſe nichts gehört hat, daß er vergraben in Trotz und Erbitterung ſich auch um nichts gekümmert hat. „Sie haben das Verſailler Diktat bedingungslos angenommen, bedingungslos! Sie haben ſich überhaupt nicht mehr gewehrt, haben ſich einfach ergeben!" In der Ferne tönt langgezogener Geſang, melancholiſch, ſchwer, einige Kompanien marſchieren zur Front ab. Deutſchland hat ſich ergeben! Und wir haben hier keine Fabriken, keine Geſchützgießereien, kaum Ingenieure, kaum Waffen, haben die ganze Welt und die eigene Regierung gegen uns — Dietrich ertappt ſich, wie er plötzlich von den Türken in der Wirform ſpricht — und dort drüben haben ſie alles, könnten weiterkämpfen, könnten einen ehrenhaften Frieden erzwingen mit ſechzig Millionen Menſchen! Aber nein, Geld verdienen geht vor, Feigheit geht vor! Er ſpringt auf, möchte ſchreien vor Empörung. Plötzlich überkommt ihn eine unendlich weiche Stimmung. Ganz fern, wie Waldesrauſchen, wie den Schlag der See, hört er den Lärm von Berlin, und ihm iſt es, als ob er den Atem der märkiſchen Scholle atme, wie damals im Frühjahr, wie ſie als Wandervögel in die Weite zogen. „Deutſchland, ach Deutſchland!"

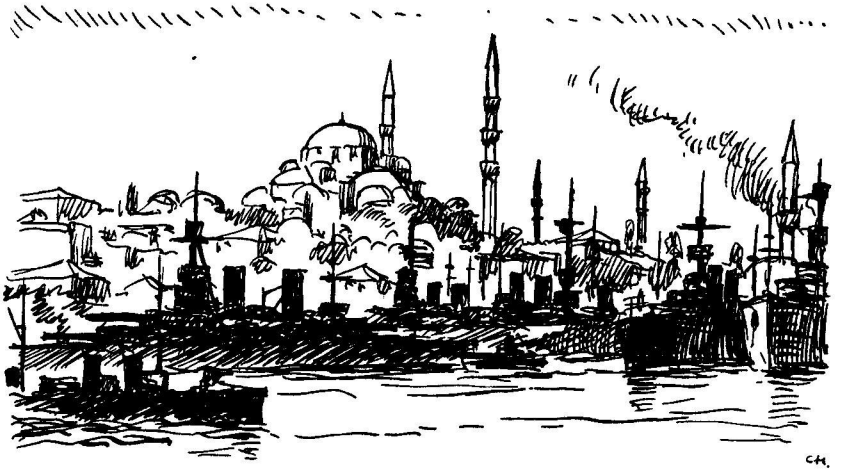
In der Ferne verhallt der gedehnte Sang. Dietrich geht zurück an ſeine Arbeit, auf ſeinen Lippen formt ſich das alte Soldatenlied „O Deutſchland hoch in Ehren, du heilges Land der Treu." Trotzig die Augen unter dem Blondſchopf feſt in die Weite gerichtet ſagt er ſich: „Ich habe dieſen Frieden nicht mit unterſchrieben, ich habe ihn nicht bedingungslos angenommen!"

Am nächſten Morgen fliegt er ab, bringt eine kleine Maſchine nach Eski Schehir, wo die Truppen zum Schutz der Bahnlinie ſich zuſammenziehen, der einzigen großen Bahnlinie quer durch Kleinaſien, des einzigen Nervenſtranges der Verteidigung. Er meldet ſich dort an die

Front. Mit einer Reiterſchwadron unter dem jungen Rittmeiſter Waſſyf Bey trabt er hinaus in die Weite. In Deutſchland herrſcht der rote Verrat und das ſchwarze Ränkeſpiel — aber hier hat man ein Pferd zwiſchen den Schenkeln, einen Karabiner in der Fauſt, dreißig Mann hinter ſich. Hier wird noch für die Freiheit gekämpft.

In Iſtanbul flutet Licht in den Levantiner- und Griechenvierteln. Lange engliſche Soldaten, das Gewehr umgehängt, gehen zu zwei und zwei durch die Straßen, elegante Franzoſen in ihren ſchnittigen hellblauen Uniformen, Italiener mit den wehenden Federn auf den Hüten. Über den türkiſchen Vierteln aber breitet ſich tiefe Niedergeſchlagenheit. Die Hauptſtadt iſt zum erſtenmal feſt in der Hand des Feindes. Rieſig drohen vom Goldenen Horn die grauweißen Panzerſchiffe der Entente, deren Matroſen immer wieder den Anblick der herrlichen „Pforte der Glückſeligkeit" genießen. Europa, das heißt die Mächte, die ſich als „Europa" bezeichnen, die Deutſchland in ein eiferſüchtig bewachtes Gefängnis eingeſchloſſen haben, die Bulgarien zerſchmetterten und Ungarn zerfetzten, herrſchen auch hier. Sie verbergen nicht, mit welcher Verachtung ſie auf die Unterlegenen herabſehen. Was wird von denen auch übrig bleiben! Ein paar geſchichtliche Erinnerungen, ein paar abſeits gelegene Überbleibſel, ſo wie in Moſtar und Üsküb, wie in Serajewo, wo dieſer Krieg ſeinen Urſprung hatte, ein paar verſchlafene Türken vor dem Kaffee — aber ſonſt? Man hat geſiegt!

Jeden Morgen ſpielt beim Hiſſen der Flagge die franzöſiſche Militärmuſik prahleriſch und jubelnd ihr „Allons enfants de la patrie", und feierlich antwortet ihr von den britiſchen Kreuzern „Rule Britannia, rule the waves". Wer achtet da auf die kleinen Ruderboote, die von der europäiſchen zur aſiatiſchen Seite und von der aſiatiſchen wieder zur europäiſchen Seite fahren? Wer bemerkt die beiden alten Frauen, die mit demſelben Korb voll Kürbiſſe nun ſchon zum viertenmal ſich über das Goldene Horn herüber- und hinüberrudern laſſen? Wem fällt es auf, daß der kleine Raddampfer, der hoch mit Holz beladen iſt, ſo tief ins Waſſer taucht? Die Hamale, dieſe rieſigen Kerle



mit Muskeln wie die Bären und finſtern ſchwarzbärtigen Geſichtern, erzählen niemandem, was es für Traglaſten ſind, die ſie zum Hafen hinunterbringen. Während die fremde Beſatzung ſich im Stolz der Sieger bläht, die Behörden einen Kopfpreis auf General Muſtafa Kemal ausgeſetzt haben, tragen Offiziere, Laſtträger, alte Soldaten ſtillſchweigend die Maſchinengewehre, die kleinen Feldgeſchütze, die Minenwerfer, die abgeliefert werden ſollen, aus den Depots, packen ſie in die langen Kaiks und verſchwinden damit über den Bosporus.

Ein kleiner italieniſcher Hauptmann tobt und brüllt. Wieder fehlen drei Maſchinengewehre mit reichlich Munition im Schuppen. Er hat ſich in den kochenden Zorn des Sizilianers geredet, das ſchwarze Haar hängt ihm in einer Locke tragiſch über die Stirn. Als er nach der Anſprache an ſeine Kompanie in den ſtets bereiten Taſchenſpiegel ſieht, iſt ſein Geſicht grüngelb vor Wut. Aber die Maſchinengewehre ſind weg.

Es verſchwinden Waffen, die zarentreue ruſſiſche Truppen im Kampf gegen die Bolſchewiſten bekommen, es verſchwindet Artilleriemunition, wenn die engliſche Wache vor Morgengrauen plötzlich ſich einer Anzahl rieſiger brummiger Kerle gegenüberſieht, die mit Pratzen ſo breit wie eine Schiffsplanke ihnen die Gewehre aus der Hand neh-

men, ein altes Turbantuch in den Mund drehen und die schweren Schrapnells auf den Rücken packen, als wären es Zuckerhüte. Immer wieder gehen junge Leute hinüber nach Kleinasien, Soldaten, aber auch Rechtsanwälte, Ärzte, und ziehen dort die Uniform der Befreiungsarmee an. Man sperrt die Zugänge, aber Kleinasien ist beinahe so groß wie Frankreich und Deutschland zusammen, trotz aller Wachtposten an den Küsten bricht der geheime Verkehr durch. Man schmuggelt nicht nur kleine Waffen, Geschosse, Freiwillige — eine ganze Schnellpresse wird heimlich abmontiert und erscheint, auf geduldige Kamele geladen, im fernen Ankara.

Diese Stadt in der Einsamkeit, von der man nicht viel mehr wußte, als daß aus ihrer Umgebung die Angorakatzen und Angoraziegen kommen, gewinnt ein merkwürdiges Leben. Viel zu eng ist sie für die Menschen, die sich hier zusammendrängen, gebildete junge Männer in Sportanzügen oder Uniformen, Frauen im Autokostüm. In der alten Landwirtschaftsschule tagt die Nationalversammlung. Hier wird ausgesprochen, was draußen längst praktische Wirklichkeit geworden ist, „der Wille der Nation", der Nationalpakt fordert eine neue Türkei auf der Grundlage des eigenen Volkstums. Auf ganz Arabien, Syrien, all die fremden Gebiete wird verzichtet — aber „am ersten türkischen Dorf ist unsere Grenze!" Nicht mehr und nicht weniger! Ein freies Volk in seinen nationalen Grenzen! Hier träumt niemand mehr. Aus diesem kahlen armen Steppenland, durchbrochen hier und da durch blauschwarzes vulkanisches Gestein, einige Akazien und Maulbeerbäumchen an den wenigen Wasserläufen, erhebt sich die neue Nation. Sie erhebt sich auf den Ruinen des Alten. Hier in Ankara haben schon die Hettiter gebaut, die keltischen Galater, an die der Apostel Paulus schrieb. Hier hat eine prachtvolle römische Stadt gestanden, haben dann die Seldschuken ihre Burg gehabt, jene nahen Verwandten der heutigen Türken, gegen die Friedrich Barbarossa auf seinem Kreuzzug kämpfte. Hier hat das Türkenreich schon einmal in schwerster Gefahr geschwebt, als der gleichfalls stammverwandte Tartarenherrscher Timur, den die Europäer Tamerlan nennen, den Sultan Bajasid gefangennahm und in einem Käfig durch halb Asien schleppte. Hier ist historischer Boden, aber die neue Nation achtet dieser Trümmer nicht. Quer über sie hinweg laufen die Kabel der Feld-

telephone bis zu dem kleinen Vorort Tschankaja, wo in einem winzigen Häuschen der Pascha, der „Siegreiche", der Mann der Legende für das einfache Volk, die Nation leitet, der Mann mit den angegrauten Haaren, dem überarbeiteten, willensstarken, durchgeistigten Gesicht, der diesen Widerstand aus dem Boden gestampft hat.

Noch immer sind der Türkei die Friedensbedingungen amtlich nicht vorgelegt, noch immer läßt man das kleine Land warten. Die Großmächte haben andere Sorgen, und je länger die Besiegten warten, umso mürber werden sie. Dafür liefert man dem Sultan und seiner reaktionären Clique Waffen und Geld, um die nationale Erhebung zu unterdrücken. Im Namen des Stellvertreters des Propheten predigen und schreien die Mullahs gegen den Befreiungskampf. In einem Dorf hat ein junger Soldat den Ortsgeistlichen mitten durch den Kopf geschossen, ein Bauernbursch, der nicht lesen und schreiben kann, der erst vor wenigen Wochen eingerückt ist. Dumpf und schwer stehen die Bauern um den Toten. Als man den Burschen zur Rechenschaft zieht, antwortet er mit einem hellen, pfiffigen Lächeln: „Ihm sagte Gottes Stimme, unser Volk solle sich wehrlos ergeben, und mir hat Gottes Stimme befohlen, ihn totzuschießen!"

Unteroffizier Timur Kütschük, alias Dietrich Jäger, liegt mit seinen dreißig Mann auf Vorposten südwestlich Eski Schehir in der Steppe. Die griechischen Truppen kommen näher, bei Nacht kann man bereits ihre Blinksignale sehen. Die weit auseinandergezogene türkische Armee schanzt, diese abgerissene, mühsam zusammengestoppelte Armee, hinter der nichts mehr kommt als menschenleere Dörfer, Kinder und Greise, denn selbst die Frauen sind längst zum Transport des Nachschubs herangezogen. Es steht schlecht, jammervoll schlecht am dritten Tag, nachdem die beiden Armeen sich ineinander verbissen haben wie rasende Tiere. Über den Stellungen stehen hohe braungelbe Sprengwolken, aus heißen Läufen jagt prasselndes Infanteriefeuer.

Das griechische Heer greift an, junge, gut ausgerüstete Truppen. Es ist der letzte Kreuzzug — so haben die langbärtigen Popen gepredigt. Immer neue Kompanien schieben sich in den Gerölhalden heran, stürmen in einzelnen Gruppen empor, hier und da ist es zum Hand-

gemenge gekommen, bei dem Meſſer und Spaten gegeneinander wüten. In den türkiſchen Linien iſt die Munition knapp, Handgranaten fehlen faſt gänzlich, den vorgehenden Stoßtrupps des Gegners kann oft nur noch die blanke Waffe entgegengeſetzt werden. Hinten ſchleppen die Frauen Schrapnells zu den Geſchützen, ſorgfältig in ihre Kopftücher eingeſchlagen, damit die Zündvorrichtung nicht durch Sand verdorben wird. Jedes Schrapnell iſt wertvoll, kann nur unendlich ſchwer erſetzt werden. Und die feindliche Armee feuert ununterbrochen, ſchießt ſich immer beſſer ein. Hier und da muß die Stellung bereits zurückgenommen werden, Reſerven ſind kaum vorhanden.

Dietrich liegt in der Schützenlinie im Feuer. Zum wievieltenmal wohl, ſeitdem der Weltkrieg aus dem Jungen einen Soldaten machte, der in Trotz und Verbitterung nicht mehr heimfindet? Drüben ſpringt die braune Linie wieder auf, wirft ſich nieder, die Stahlmantelgeſchoſſe pfeifen und ziſchen. Dietrich ſieht, wie ſein Nebenmann ſich ſtill auf die Seite legt, den Kragen noch zu öffnen verſucht, während ſchon dunkles Blut aus dem Waffenrock quillt. Gegen Abend iſt der Gegner in großer Übermacht an zwei Stellen der Front durchgebrochen. Reiter, Geſchütze haſten vorüber, todmüde Trupps. Irgendwoher wird gerufen, Eski Schehir müſſe geräumt werden. Eski Schehir — das bedeutet die Bahnſtrecke, den letzten Nervenſtrang der Verteidigung. Dietrich trabt in einem Häuflein Kavalleriſten. Die Pferde ſind erſchöpft, ſeine Hände ſind klebrig von Sand und Blut, er möchte ſie waſchen, einen Augenblick erſcheint in ſeiner Vorſtellung das Bild von fließendem Waſſer. Hinter ihnen wird erbittert geſchoſſen, die Nachhuten decken dort den Rückzug. Dietrich ſieht einen ſchwarzbärtigen Reiter neben ſich auftauchen, deſſen Sattelzeug knarrt. Er ſieht den Reiter mit den Hauptmannsabzeichen wie aus tiefem Traum an: „Herr Hauptmann, was wird das werden?“

Der Reiter bewegt kaum die Lippen: „Jetzt ſind wir in der Schmiede der Ewigkeit. Jetzt werden wir umgeſchmiedet. Siehſt du das nicht — alle alten Dinge ſind tot, jetzt ſind wir ganz allein mit dem Schickſal ſelber!“

Über ihre Köpfe heult ein Schrapnell hinweg, gräbt ſich vorne in die Dunkelheit.

„Das ſind die Blaſebälge des Todes“, ſagt der Reiter, „die blaſen

das Feuer zu hellen Flammen, und das Eiſen wird rotglühend. So wird aus Zierrat Stahl, aus Trümmern ein Schwert — nur ſo!"

Der Reiter tippt an die Lammfellmütze und reitet weiter, nach Nordoſten.

In der Ferne rollt noch Geſchützfeuer. Am Weg ſammeln ſich immer größere Truppenhaufen in loſen Gliederungen, haſten links und rechts der Bahnſtrecke nach Oſten. Die Schmiede der Völker — Dietrich grübelt nach: „Vielleicht müſſen wir Deutſche auch ganz umgeſchmiedet werden, ganz von unten her neu werden, alle alten Dinge hineinwerfen in die brauſende Eſſe. Vielleicht!"

Tiefe Nacht iſt hereingebrochen, ein Schwirren wie von einem Bienenſchwarm iſt ringsum in der Luft. Die Befreiungsarmee geht zurück. Es iſt alſo aus mit York, ganz aus, es gibt keine Hoffnung mehr. In der Ferne rollt noch immer das Feuer der Nachhuten.

In einem Eisenbahnwagen, beim blakenden Schein der Petroleumlampe, sitzt auf hölzernen Bänken der Stab der geschlagenen Armee zusammen. Keiner sagt ein Wort, die Zigaretten verglimmen. Karten sind mit Pinnen an der Wand befestigt, aber die eingesteckten Fähnchen sind bedeutungslos geworden. Gibt es noch Divisionen, Regimenter? Eski Schehir ist geräumt, der Schlüsselpunkt der Bahnstrecke. Die Generäle schweigen, Ismet, der kluge Halbtaube, der in jeder Schwierigkeit bisher einen Ausweg wußte, Refet Pascha, der früher so elegante Kavallerist.

Aus dem Halbdunkel erhebt sich ein zerfurchter Kopf, starke Backenknochen, graue, fast kalte Augen: „Was ist schon die Bahn, was ist Eski Schehir? Die Armee ist noch da. In vier Wochen werde ich den Feind geschlagen haben!" Die hagere lange Gestalt richtet sich auf.

Schweigen rings herum, die Generäle sehen auf das Gesicht des „Basch Kommandan" Marschall Mustafa Kemal. Eine Stimme aus dem Dunkel: „Wenn du es sagst, Pascha Hasretleri!"

Am nächsten Mittag hat sich das Heer wieder eingegraben, Trümmer, Reste, die nicht nachgeben. Dietrich sieht an diesem Morgen bei einer Schar Soldaten plötzlich ein bekanntes Gesicht — da steht der alte Dorfpolizist Osman, hager, mit staubverfärbtem weißen Bart, ruft ihn an: „Wie kommst du hierher, Kütschük Bey?"

Dietrich winkt: „Das hast du nicht gedacht, daß auch du noch das Gewehr würdest nehmen müssen!"

„Herr, wie die Löwen sind wir einst gekommen, und wie die Hunde wollen wir nicht weichen!"

Der Löwe der Steppe blutet, aber er ergibt sich nicht. Nach wenig mehr als vier Wochen setzt der Gegenstoß ein. Viele alte Männer und halbe Kinder stehen da in Reih und Glied. Man hat nichts anderes mehr, Kleinasien ist so ausgeschöpft, wie es nur sein kann. Aber der Gegner drüben ist auch erlahmt. Aus dem siegreichen Kreuzzug, aus dem strahlenden Marsch zu den Tempeln des alten Jonien ist ein grausames Ringen geworden mit einem Volk, das hier aus seiner eigenen Erde wie Anthäos immer neue Kraft zieht. Der Rausch der Hingabe und des siegesgewissen Jubels ist rascher zu Ende als der verbissene, irdischen Dingen schon fast entrückte Selbstbehauptungswille des Türkenheeres.

In jedem Völkerleben kommt einmal die Stunde, in der man an die letzten Tiefen der Volksseele sich wenden muß, wo das Schicksal die Toten und die Ungeborenen mit in die Front ruft. Das ist trotz allem Heldenmut bei dem griechischen Heer nicht der Fall. Hier geht es um einen tausendjährigen Großmachtstraum, um die Sehnsucht von Generationen, aber man wird auch leben, wenn dieser Traum scheitert. Man wird enger leben, kleiner leben, aber man wird da sein. Drüben aber wird gesühnt. Jahrhunderte einer verspielten, gescheiterten Geschichte — alles, was man hätte früher tun müssen und versäumt hat, das wird nun nachgeholt. Der Soldat spürt, ohne es ausdrücken zu können, daß er selber als Opfer fallen muß, um die Nation von der Schuld der Väter, von ihrer Trägheit, ihrem Leichtsinn, ihrer Schwäche zu entsühnen. Unsichtbar steht über dem Heer das Wort des türkischen Dichters Aka Gündüs: „Noch einmal treten wir vor dich, Herr der zwei Welten — zum letzten Male: Vergib uns."

Auf dem linken Flügel weit vorgeschoben mit vierhundert Reitern, eingegraben in steinigen Boden, sieht Dietrich wie ein Schauspiel die Wendung des Dramas. Eine Bergnase, im Frühjahr bedeckt mit bunter Blumenflur, im Sommer graugebrannt von der Sonne, der Tschal-Dagh, der „Wiesenberg", Kernpunkt der türkischen Stellung, von den Griechen im ersten Anlauf genommen, wird berannt. Hier fällt die Schlußentscheidung, vielleicht noch nicht über die Dauer des Krieges, aber über seinen Ausgang. Kein Schrei, kein Trommelwirbel, nichts an äußerer Begeisterung. Seit drei Stunden hämmert das Feuer der Maschinengewehre vom Tschal-Dagh herunter, aber es ist nicht vorwärts zu kommen, auf beiden Seiten nicht. Beim spärlichen Licht der Scheinwerfer und des Mondes wird die ganze Nacht hindurch gerungen. Dietrichs Abteilung liegt seit Stunden im Gefecht gegen feindliche Kavallerieſicherungen. Als der Morgen graut, hat sich das Bild gewandelt. Jetzt wird oben auf der Kuppe gerungen. Immer noch setzt zwar der Gegner mit Elan getragene Angriffe an, aber man sieht, daß er nicht mehr weiter kann, daß er erlahmt. Und plötzlich hallt die Linien entlang das alte deutsche Infanteriesignal zum Avancieren, langgezogen, mahnend, aufjubelnd. Die Artilleristen fassen in die Speichen der Geschütze, die Infanterie bricht vor. Hell schmettert das alte preußische Signal, die letzte Hinterlassenschaft des braven von

der Goltz-Pascha, die beste Hinterlassenschaft, die deutsche Soldaten den Kameraden übergeben können – das Infanteriesignal zum Angriff.

Auf den Bergkuppen beginnt der Feind zu weichen, auch Dietrichs Schwadron greift mit an. Der Feind geht zurück. Das alte stolze Fridericianische Signal lockt und jubelt. Immer noch versuchen zwar griechische Bataillone sich festzukrallen, auch hier ist ja stolzes Soldatentum, aber der Rückzug dehnt sich mehr und mehr auf die ganze Front aus. Die Brücke beim alten Gordion ist wieder in türkischer Hand, schon rollt die Feldartillerie drüben ab, schon sind eilige Telephonisten zu sehen, die ihre Leitungen abzubauen versuchen, Infanteriebataillone, die eilig zurückweichen.

Jubelnd erklingt das alte stolze Sturmsignal vom beherrschenden Gipfel des Kara-Dagh. Die Sonne steht glühendheiß an diesem Septembertage des Jahres 1921 über Kleinasien, als General Papulas den Befehl zum Rückzug gibt.

„Niederlage Europas gegen Asien", knurren seine Offiziere. Aber vielleicht ist es nur der Sieg des Lebenswillens einer Nation, die nicht untergehen will.

Ein junger Student, der sich von Konstantinopel zur „Revolutionsarmee" hindurchgeschlichen hat und seit einigen Monaten als Freiwilliger mitkämpft, ruft: „In dieser Stunde müßte man fallen, so mitten im Siege!"

Lächelnd antwortet ihm Achmed mit schmalem, von einem dunkeln Bart bedeckten Gesicht, in dem die Augen in tiefen Höhlen liegen: „Das habe ich früher auch immer gedacht. Wenn das Land frei ist, dann wollen wir aber lieber nicht sterben, wenn es nicht notwendig ist, sondern arbeiten!" Er breitet die Arme weit aus, während unten noch immer Schreie und das Geschützfeuer heraufdönen: „Straßen wollen wir bauen, Brücken, Bahnen, Schulhäuser, Äcker, Funktürme! Ein Paradies der Arbeit soll dies Land werden, Heimat für eine freie, reiche, gut unterrichtete Nation. Elektrizität, Beton, Traktoren, Lokomotiven – Arbeit, Arbeit, glückliche Arbeit."

Die Soldaten sehen ihn an, horchen verwundert auf ihn: „Wenn dieser Krieg zu Ende ist und ich sein Ende noch erlebe, dann bauen wir den neuen Staat, einen Staat der Arbeit, einen Staat der Größe. Ich habe dann lange genug den Soldatenrock getragen, ich würd' ihn

auch immer wieder anziehen, aber dann werde ich Baumeiſter, Ingenieur, einer, der das neue Land aufbaut, in dem kein Sultan, keine Pfaffen uns mehr um unſere Zukunft bringen können, den Staat der freien und wehrhaften Nation!"

Noch zieht ſich der Krieg hin, aber das Spiel hat ſich gewendet. Diplomatiſche Verhandlungen ſetzen ein, ſchwierige, verwickelte Verhandlungen.

„Ich bin hier fehl am Platz", ſagt ſich Dietrich immer wieder. „Es ſind brave Kameraden hier, ſie bringen ihre Sache in Ordnung und bringen ſie für ſich allein in Ordnung. Sie erkämpfen ſich ihren Staat, bauen ſich ihr Haus. Es iſt nicht eine Fortſetzung des Weltkrieges und bloßes Weiterkämpfen. Es iſt ein neuer Krieg um neue Fragen. Und was macht Deutſchland zu Hauſe? Und der Vater? Liegt er wirklich irgendwo hier im Sand der Steppe?"

Manchmal wird das Heimweh in ihm groß, wenn er abends mit ſeinen Reitern zuſammenſitzt. Hin und wieder muß er in ſeinem Gedächtnis nach deutſchen Ausdrücken ſuchen, die ihm in der Fremde verlorengegangen ſind. Im Traum beginnt er manchmal deutſch zu reden, und ſeine Kameraden wecken ihn und fragen, in welcher fremden Sprache er denn ſpreche.

„Landsknecht, heimatloſer Landsknecht!" ſagte ihm ſein Gewiſſen. „Landsknecht, kehr heim, du wirſt zu Hauſe gebraucht! Landsknecht, verliere dich nicht an fremde Dinge, nimm Abſchied von hier und kehre heim!" — „Wohin ſoll ich denn heimkehren?" antwortete Trotz und Verbitterung in ihm, „was ſoll ich zu Hauſe? Die geben ja jeden Kampf auf, haben ſelbſt ihre Kämpfer in Oberſchleſien aufgegeben" — das hatte er noch gehört, daß Deutſchland auch dort hatte nachgeben müſſen — „was ſoll ich zu Haus? Mich auslachen laſſen, daß ich allein weiterkämpfen wollte? Mich mit ein paar Leuten zuſammenſetzen, die zu viel Ehre im Leib haben, um ſich in die Niederlage des Vaterlandes zu ſchicken?" — „Das iſt es ja gar nicht", ſagte das Gewiſſen. „Du haſt nur ein Grauen gehabt vor der Ruhe und Ordnung unter einem ſo erniedrigenden Frieden, du haſt ja nur deinen Kameraden zeigen wollen, daß du ein Kerl biſt, der notfalls auf ſeine eigene

Verantwortung handelt, du haſt ja nur dieſe Diſziplin und Ordnung, dieſe Papiere und Befehle gehaßt!" — „Nein", ſagte der Trotz, „du biſt zu breit geworden und zu weiträumig für das enge kleine Deutſchland da drüben, wo alles verboten oder nur mit behördlicher Genehmigung ſtatthaft iſt, wo man für alles Liſten ausfüllen muß mit Geburtstag, Impfſchein, Lieblingsgetränk der Großmutter und Kragenweite des Urgroßvaters. Du biſt zu breiträumig geworden", ſagte der Trotz, „haſt hier in Aſien auf der Hochebene von Anatolien als Junge zu viel die wilden Falken geſehen, die große Weite des Landes. Geh nicht nach Deutſchland", ſagte der Trotz, „du wirſt krank in deiner Seele an der Enge des Landes, an den Mietskaſernen, den vielen Menſchen, dem Gleichmaß des Tages, an der Ziviliſation und den vielen kleinen Unfreiheiten. Bleib hier draußen, wo du das Land kennſt, wo die Welt weit iſt, der Himmel hoch und die Steppe voll wilder Blumen im Frühling. Bleib hier draußen", ſagte der Trotz, „kehr nie wieder heim, du ſtößt dir nur die Seele wund an den Spießern und Kleinigkeitskrämern zu Hauſe." — „Komm heim, komm heim, junger Landsknecht! In Deutſchland rauſchen die Buchenwälder, rieſeln die Bäche, in Deutſchland lacht der Himmel mit weißen Wolken ſo lieb, in Deutſchland iſt ‚zu Hauſe'! Komm heim", ſagte das Herz, „Deutſchland iſt in Not, vielleicht braucht es dich, vielleicht braucht es Menſchen, die die Weite in ſich haben, vielleicht braucht es auch dich! Komm heim!"

Eines Tages meldete er ſich beim Oberſt und trug dieſem offen ſeinen Fall vor. Dann zog er heimwärts. Es war ein ſtiller Abſchied von den Kameraden.

Als Händler verkleidet fuhr er nach Konſtantinopel und ging dort zur Botſchaft. Er mußte ſich mühſam die deutſchen Sätze zurechtlegen, ſo lange hatte er nicht mehr deutſch geſprochen. Anfangs wollte man ihm gar nicht glauben, erſt ſeine Militärpapiere überzeugten den pflichttreuen Beamten, daß er keinen Schwindler vor ſich hatte.

„Ja, ja", meinte er, „die Ententebeſatzung lebt hier auf einem Pulverfaß. Franzoſen und Engländer mißtrauen einander, wahrſcheinlich werden ſie innerlich beide froh ſein, wenn ihnen der Türke den Kram hier wieder abnimmt, denn ſie gönnen ſich im Augenblick nicht das Weiße im Auge!"

„Haben Sie etwas gehört von meinem Vater, von Doktor Jäger?"

Der Beamte sah Dietrich fragend an: „Kann ich es Ihnen auch sagen?"

Dietrich wird blaß, reißt sich zusammen, stößt ein kurzes Ja heraus.

„Dann wissen Sie alles — ich kann Ihnen nicht mehr sagen."

„Und seit wann?"

„Seit damals — von hinten erschossen . . ."

Dietrich schwieg lange, dann brach es aus ihm hervor: „Und was ist in Deutschland?"

„Inflation", sagte der Beamte.

„Was ist das für Zeug?"

„Nun, das Geld ist nichts mehr wert und wird immer weniger wert, die Menschen haben wenig zu essen, und im übrigen haben wir wieder einmal Regierungskrise. Das Zentrum macht Schwierigkeiten!"

Dietrich überlegte, grub in alten, ganz alten Erinnerungen nach, konnte sich nicht recht besinnen, sagte dann laut und vernehmlich: „Die Idioten, die kindischen Idioten!"

„Ja, aber ohne Zentrum kann man eben nicht regieren, und wie mächtig die im Auswärtigen Dienst sind, davon machen Sie sich kaum eine Vorstellung. Man muß schon sehr vorsichtig sein!"

Dietrich, glücklich im Besitz einer Fahrkarte für den Donaudampfer bis Passau, sah spöttisch in die Höhe. Der Spiegel zeigte ihm ein braungebranntes kräftiges Gesicht, aus dem dunkle Augen blitzten. „Na, ich gehe nach Deutschland zurück und will einmal sehen, ob ich nicht einen Mann finde, der diesen ganzen Spuk zum Teufel jagt. Ich komme nämlich grade aus der Schmiede, wo die Völker geschmiedet werden."

Der Beamte schüttelte den Kopf: „Ja, so einen Mann könnten wir wohl gebrauchen, aber das gibt es natürlich nicht. Wissen Sie, so etwas muß sich in Ruhe entwickeln."

Dietrich fand weder die kleine Pension wieder, in der er als Schüler gewohnt hatte, noch irgendwelche Bekannte. Der Krieg war über die Kaiserliche Stadt hingegangen, hatte sie bis in die Tiefen um- und ausgekehrt. Fern von Kleinasien her aber kam der neue Staat und das neue Volk, das wenig Sinn für den verblichenen feenhaften Zau-

ber der alten Sultanſtadt haben würde, das ernſt und arbeitſam geworden war in der Not und im Kampf um das nackte Leben.

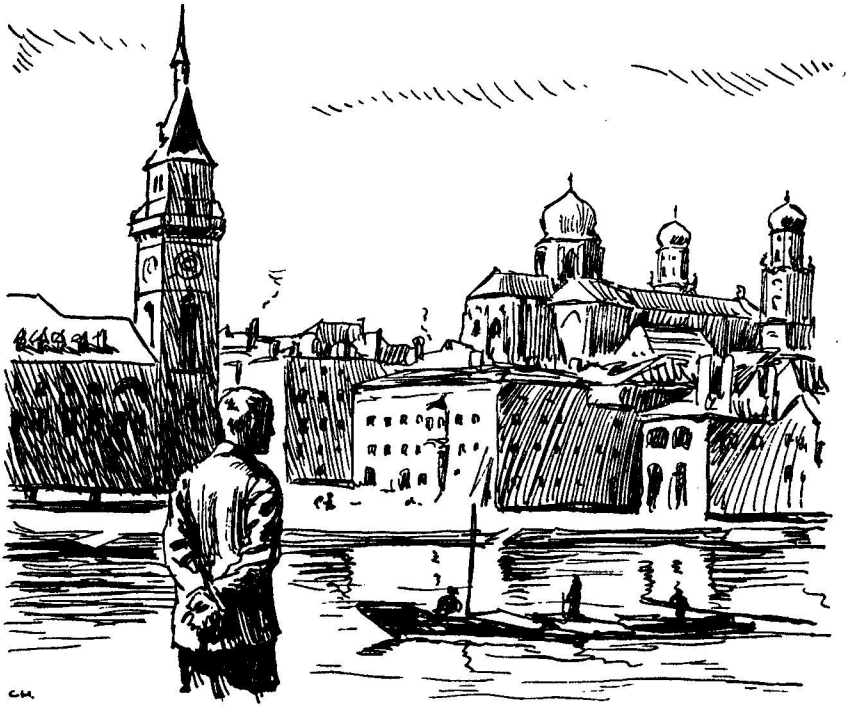
Als die Küſte Kleinaſiens ſeinen Blicken entſchwand, ſah er lange, lange noch hinüber, ein Gefühl tiefer Wehmut im Herzen: Du uraltes, ſchönes ſtolzes Land, du einſames Land mit deinen Ruinen und deinen Steppen, deinen blauſchwarzen Bergen und deiner großen Unendlichkeit, mit deinen Kamelen, Ziegen und hochkreiſenden Falken! Leb wohl, du ſchönes altes Soldatenland, leb wohl!

Nun fuhr auch er heim, heim aus Krieg und Abenteuer in ein Land, in dem die Not und die Zerriſſenheit herrſchten. Und doch — es ging nach Deutſchland.

Sein Herz flog dem Schiff vorauf, heim, nur heim!

Wir ſchreiben den Herbſt des Jahres 1922.

Dietrich hatte ſich ſo gefreut auf Deutſchland. Er ſah nicht die roten Plakate an den Wänden mit den hetzeriſchen Aufforderungen, ſah nicht die Frauen, die in langen Reihen vor den Geſchäften ſtanden, um noch einzukaufen, ehe der neue Dollarkurs draußen auf einem Papptäfelchen angeſchrieben wurde, die Kleider verſchliſſen und dünn, die Geſichter müde und gehetzt, die ganze Stadt wie mit einem grauen Schleier überzogen. Er ſah nicht die Aufſchriften „Fleiſch für die Buchſtaben A—L der Fleiſchkarte", ſah nicht die Armſeligkeit des Äußern. Seit zwei Stunden war er wie traumwandelnd durch Paſſau gegangen, hatte ſich hier und dort auf eine Bank geſetzt und verſucht, zu hören, was die Menſchen ſich erzählten. Am liebſten hätte er irgend jemand feſtgehalten und genau ausgefragt, und am allerliebſten hätte er dieſe ganze Stadt mit ihren Bäumen und Bänken, Häuſern und Plätzen umarmt und feſt an ſein Herz geſchloſſen. Zwei Mädchen, die mit Markttaſchen am Arm vorüberkamen, ſah er verwundert nach — wie lange hatte er kein deutſches Mädchen mehr geſehen? Und wohin ſollte er nun? Er hatte im ganzen noch zwei engliſche Pfund, in die er ſein türkiſches Geld umgewechſelt hatte, in der Taſche. Er ahnte nicht, daß dieſes Geld faſt ein kleines Vermögen darſtellte, viel wertvoller war als die „millionenſchwere Mark", die jeden Tag höhere Zahlen erreichte und deſto weniger wert wurde.



Unten rauſchte in langen blaugrauen Wellen die Donau nach Süden. Was ſoll ich hier? Gelernt hatte er in all den Jahren nur in der Schule des Krieges. Was er auf dem Gymnaſium gepaukt hatte, das war lange vergeſſen. Und was konnte er ſonſt? Er bediente das Maſchinengewehr und wußte zerbrochene Flugzeuge inſtandzuſetzen. Er konnte im feindlichen Feuer ein Feldtelephon legen, konnte morſen und reiten. Er wußte, wie ein Feldgeſchütz von innen ausſah, und konnte einen zerbrochenen Wagen wieder herrichten wie ein Stellmacher. Er konnte all die Dinge, die man auf keiner Schule lernt, hatte ſich jahrelang ſeine Kleidung ſelbſt geflickt und oft genug ſein Eſſen ſelbſt gekocht. Er brauchte niemanden im Leben und wahrſcheinlich auch niemanden im Sterben. Er hatte die ferne weite Welt an einer Stelle geſehen, wo ſie beſonders eigenartig und fremdartig war. Aber was ſollte er mit all dem hier?

Seine Mutter lag in der Pfalz begraben, um ihre Verwandten

hatte er ſich niemals gekümmert. Der Vater war tot, lag dort unten im fernen Land. Die alten Schulfreunde? Dazwiſchen liegen zehn Jahre, zehn Jahre, in denen die Welt Schrapnells und Granaten geſpien hat, in denen ganze Dörfer von der Erdoberfläche verſchwunden ſind und zehn Millionen Menſchen ins Grab geſunken waren. Wer würde von den alten Schulfreunden noch übriggeblieben ſein?

Dietrich blieb ſitzen bis zum Nachmittag. Vornübergebeugt, die kräftigen, ſchmalen Hände auf den Knien, ging er mit ſich zu Rate. Ein paarmal war es ihm, als müßte er den nächſten Vorübergehenden anreden, aber da kam über ihn etwas wie eine Angſt, dieſer erſte Menſch, mit dem er in Deutſchland ſprechen würde, könnte ihn unwirſch abweiſen.

Gegen Abend wollte er ſich eine Fahrkarte nach Berlin löſen. Der Schalterbeamte prüfte umſtändlich das engliſche Pfund, das Dietrich mit Vorſicht aus dem Lederbeutel in ſeiner Bruſttaſche hervorholte, und ſah den hochgewachſenen, kräftigen jungen Menſchen, der eine alte Ziviljacke aus feſtem braunen Stoff, braune Kavalleriſtenhoſe mit Ledergamaſchen und derbe Stiefel trug, erſtaunt an.

„Sind Sie Ausländer?"

„Jok — Entſchuldigen Sie, nein, ich komme vom Ausland!"

„Was woll'ns denn nachher hier mit Eanarem guaten Geld — und grad in Berlin?"

„Ich habe in Berlin noch Bekannte."

Der Beamte brummte unter ſeinem Schnurrbart hervor: „Sie, dees ſpricht aber net für Sie, daß Sie Bekannte hab'n unter die Saupreißen!"

Dietrich nahm ſeine Karte und ging mit langſamen Schritten durch die Sperre. „Verrücktes Volk hier! Der eine macht den andern ſchlecht und kann gar nicht warten, ſeine Abneigung gegen das eigene Volk an den Mann zu bringen!"

Die Lichter der Strecke leuchteten auf, ſchienen in die Unendlichkeit hineinzuführen. Dietrich war es wie im Traum, er ging durch den Unterführungstunnel. Zwei dicke Herren kamen hinter ihm und erzählten einander mit lauter Stimme.

„Wir verkaufen die Heeresbeſtände immer noch recht ordentlich. Ich habe ein paar Abgeordnete an der Hand, Sie verſtehen ſchon, die

mich an jedes Lager heranbringen. Im Augenblick haben wir noch vierzigtauſend Sättel und Zaumzeuge zu verkaufen. Reiner Glücksfall, ſage ich Ihnen, reiner Glücksfall! Die Dinger hätten eigentlich abgeliefert werden müſſen, ſo'n verrückter alter Oberſt hat ſie aber auf die Seite gebracht, und nun haben ſie zwei Jahre gelagert, ſind ſogar noch eingefettet und geputzt worden — na, dann hat der Staat ſich die Sache angeſehen!"

„Und dann haben Sie das bekommen?"

„Jawoll, dann hab' ich das gekriegt. Wird ein rundes Geſchäft werden! Die Vermittler bekommen fünf bis zehn Prozent vom Reingewinn, der Reſt iſt für mich!"

Der andere Herr fing an zu trällern: „Wir verſaufen unſer Oma ihr klein Häuschen!"

Hinter den beiden brachte ein Hoteldiener ein paar ſehr elegante Reiſekoffer angeſchleppt. Der Bahnſteig war faſt leer, die gelblichen Bogenlampen beſchienen die wenigen Perſonen, die den Abendzug benutzen wollten. Dietrich ſtieg in ein Abteil vierter Klaſſe, in dem nur zwei alte Frauen mit verdeckten Marktkörben ſaßen, die nach zwei Stationen ausſtiegen. Er beugte ſich zum Fenſter hinaus und verſuchte im Licht des Mondes das Land zu erkennen, durch das ihn der Zug nach Norden trug.

In Hof mußte er umſteigen. Der Warteſaal lag im trüben Schein einer flackernden Beleuchtung. Still ſetzte er ſich in eine halbdunkle Ecke. Mit dem nächſten Zug kamen ein paar alte Frauen, mit großen Körben auf dem Rücken, ein recht abgeriſſen ausſehendes älteres Ehepaar, denen man anſah, daß ſie einſt in beſſern Verhältniſſen gelebt hatten, und ſchließlich drei kräftige junge Burſchen, von denen zwei Militärröcke trugen.

Sie ſetzten ſich an Dietrichs Tiſch und beſtellten Bier. „Na, Menſch, trinkſte 'n Glas mit?"

Dietrich wollte abwehren, fragte vorſichtig: „Wo kommt Ihr denn her?"

„Menſch, das kannſt du dir doch denken! Wir fahren weiter, wollen Arbeit ſuchen."

„Gibt es denn hier keine Arbeit?"

„Ach wat denn, wir fahren nach Berlin!"

„Da will ich auch hin."

„Na denn trinkſte wohl 'n Glas mit!"

Dietrich nickte. Irgendwo waren ihm die drei Burſchen nicht geheuer.

„Du warſt doch auch im Felde?" wandte er ſich an den größeren von ihnen, aus deſſen Geſicht die Naſe beinahe raubvogelartig hervorſprang.

„Jawoll. Auf die alte Kriegskameradſchaft!"

Der Jüngere hob ſein Glas und trank es auf einmal aus. Dietrich hob das Glas bedächtig, tat nur einen kleinen Zug.

„Mehr, mehr!" rief der dritte. „Du, Menſch, Gott ſei Dank, daß das vorbei iſt, wa'? Einmal und nich wieder — und nie wieder Krieg!"

Dietrich ſah ihn mißtrauiſch an.

„Menſch, nu guck man bloß nich ſo — ich kann dir ſagen, die Geſchichte hatten wir dicke! So 'n Unſinn — wir haben uns totſchießen laſſen müſſen!"

Dietrich lächelte: „Dabei lebſte aber noch ganz luſtig."

„Luſtig, luſtig — wat heißt hier luſtig? Du biſt woll auch ſo eener von den Baltikumern oder ſowat ähnliches, was?"

Dietrich merkte, wie die drei ihm näher rückten, ſich dicht um ihn ſetzten. Er trank noch einen Schluck und wollte aufſtehen. In dem Augenblick ſtellte der Große ihm ein Bein, daß er ſtrauchelte. Ehe er wieder auf die Beine kam, ſchlug ihm der Kleine das Bierglas auf den Kopf. Er ſpürte das Blut herunterrinnen, packte einen Stuhl und hielt ſich die drei vom Leibe. Wie durch einen Schleier ſah er, daß der große Rothaarige ſein Meſſer auf die flache Hand legte und gegen ihn ſchnellte. Mit einem Sprung war er zur Tür hinaus, die drei hinter ihm drein. Den dunkeln Bahnſteig entlanglaufend, duckte ſich Dietrich am Bahndamm, da krachte ein Schuß hinter ihm her. Auf dem Bahnſteig tauchte das zitternde Licht einer Laterne auf, offenbar ein Beamter, der auf den Lärm hin herausgekommen war. Dietrich ſah ſich nach einer Möglichkeit, wieder an den Bahnhof heranzukommen, um. Deutlich konnte er die Schatten der drei Burſchen erkennen, zu

denen ſich noch zwei andere zugeſellt hatten, und deutlich hörte er ihre Stimme: „Und ick ſage, det is doch 'n Faſchiſt, 'n Baltikumer, 'n Noske — den hätten wir gleich ſollen kalt machen!"

Dietrich wartete in ſeinem Verſteck, wenn ſie ihn entdeckten, würden ſie ihn niedermachen. Dann ging er vorſichtig rückwärts an das Gitter, das den Bahndamm von der Stadt abſperrte, ſtieg darüber hinweg, als die fünf ihn eräugten.

„Da is er, da is er!"

Wieder ſchoß einer hinter ihm her. Raſch entſchloſſen nahm Dietrich einen Stein, einen ſchönen runden Pflaſterkopfſtein, und ſchleuderte ihn gegen den Rothaarigen. Der drehte ſich um ſich ſelbſt und ſaß dann auf dem Bahnſteig. Die andern vier ſtolperten durch den Warteſaal hinaus. Dietrich wandte ſich ſeitwärts, lief eine kleine

Gaſſe hinauf, ſah noch, wie die Verfolger unter der Bogenlampe des Bahnhofs erſchienen und hinter ihm herzulaufen begannen.

Es war halb zwölf Uhr nachts, Totenſtille in der Stadt. Er haſtete eine lange Straße hinauf, fand einige Gaſtwirtſchaften verſchloſſen. In einem matt erleuchteten Schaufenſter konnte er erkennen, daß noch immer Blut über ſeinen Kopf rieſelte und den Kragen ſchon ganz durchtränkt hatte. Bei einem Arzt klingelte er. Langſam öffnete ſich oben ein Fenſter, man ließ ihn ein, und der aus der Nachtruhe aufgeſtörte Doktor verklebte ihm die Schnittwunde. Als Dietrich bezahlen wollte, fand er nur noch wenige Papiermark in ſeiner Taſche, die Fahrkarte und das letzte engliſche Pfund waren weg! Daher alſo — das war die eigentliche Abſicht der roten Helden geweſen!

Der Arzt, ein gemütlicher Bayer, gab ihm noch eine Zigarette mit: „Ja, dös ſan halt Zeiten! Räuber auf der Straß, Lumpenbagaſch, wo man hinſchaut!"

Draußen war alles totenſtill. Über Dietrich kam etwas wie Freude am Abenteuer. Der Nachtwind war lind, die Bäume verſtreuten ihr letztes Laub, und der herbſtliche Geruch ruhender Erde lag über den Vorſtadtſtraßen, aus denen er hinausging, irgendwo hinein ins Weite ...

Biſcht doch a braver Burſch!"

Der alte Holzfäller klopfte ſeinem kleinen Jungen auf die Schultern, der ihm die Axt heimtrug, abends auf dem Weg vom tiefverſchneiten Wald. Dann ſaßen ſie in dem tannenen Holzfällerhaus oben in den Bergen, und draußen ſang der Wind ſein altes eintöniges Lied, wenn die Pfeifen nach getaner Arbeit angeſteckt wurden. Da ſaßen ſie beiſammen, der Gerberwaſtl, wie ſie den alten Holzfäller nannten, der Alois und der Xaver, ſeine Söhne, der alte, ein wenig krumme Balzer, der Bauer geweſen war, bis er unter die Waldarbeiter ging, der Jäger, oder auch der „Türk", wie ſie Dietrich nannten, nachdem er ihnen einmal aus ſeinem Leben erzählt hatte, und führten beſinnliche Geſpräche, bis dann der alte Waſtl in die Schlafſtube trappte, zu ſeiner guten alten Frau, die das einzige weibliche Weſen hier oben war und die Holzhauer bekochte und beflickte.

Manchmal kam der Wastl ins Erzählen: „Hier oben — da ist alles in Ordnung! Da steht jeder Baum so, wie ihn der Herrgott hat wachsen lassen. Das ist schon immer so gewesen. Ich hab' den Wald gekannt von meinem seligen Vater her. Ja, ja, der Wald, da san die Herzen noch treu, da ist der Fried!"

Draußen schrien Eulen in den mondhellen Nächten. Dann meinte der alte Balzer: „Jo, jo, dös san kluge Viecher, viel klüger als die Menschen! Die Leut' sagen immer, es san Totenvögel, aber i woaß des besser! Die wissens halt noch aus den ganz alten Zeiten."

Ab und zu spielte der Alois auf seiner Ziehharmonika Lieder, und als er einmal das alte Soldatenlied spielte von Straßburg auf der Schanz, da wären Dietrich beinahe die Tränen gekommen, so lange hatte er kein deutsches Lied mehr gehört.

Es ging ehrlich zu hier oben, ehrlich in der Arbeit und ehrlich in der Kameradschaft. Dietrich fühlte, wie wohl ihm der scharfe Wind der Berge und der Geruch des Holzes tat, wie sein Körper sich stark und gesund fühlte in der Mittagssonne, wenn sie die Jacken auszogen mitten im Schnee, und wie herrlich tief der Schlaf war, bis sie im bleichen Frührot wieder hinausstapften zu dem Platz hoch oben, wo mit Säge und Axt die tägliche Arbeit verrichtet wurde. Manchmal kam der Förster vorüber und sah nach, ob auch alle Bäume geräumt waren, die er angezeichnet hatte. Dann aber war es wieder wochenlang still, und nur ganz von ferne hörten sie, wenn der Wind richtig stand, vom nächsten großen Tannenkopf her den dumpfen Aufschlag der Äxte.

Das Geld, das sie alle acht Tage bekamen, wurde immer weniger wert. So hatten sie es eingerichtet, daß der Kaufmann aus dem Dorf unten ihnen lieber gleich heraufschickte, was sie benötigten: Speck und Brot, Tabak und Fleisch, Mehl für die Knödel und etwas Flickzeug, oder was sonst gebraucht wurde. Manchmal schimpfte der Alois. Früher habe man so schön das Geld im Frühjahr zusammen gehabt, aber jetzt könne man gar nicht sparen, das sei alles gleich wieder weg.

„Dös san die Juden, die sakrischen, die Malefizschwindler, die elendigen!"

Der Alois hatte einmal ein Flugblatt mitgebracht hinauf in die Berge. Auf dem stand: „Juda der Weltfeind!" Abends lasen es die Männer zusammen, und die alte Gerberin meinte: „Ja mei, dö

Juden! Vor dene iſt halt koa Menſch net ſicher! Die wolln alle Völker zu eanere Knecht mach'n!"

Das Flugblatt ging von Hand zu Hand. Es war aus Nürnberg, und ein Hauptlehrer hatte es geſchrieben. Der Alois kannte ihn: „Dös is unſer Mann, der Streicher! So a Mann, dös is halt no a Mannsbild!"

Den ganzen Winter über ging die Arbeit ihren großen eintönigen Rhythmus. Die Äxte klangen, die Sägen knarrten und rauſchten ihre große Melodie, und endlich legte ſich der Waldrieſe zur Seite und brach donnernd nieder. Dann ſaß Dietrich breitbeinig auf dem geſtürzten Stamm und kappte die ſchneebeſtäubten Äſte ab. Kein Hauch der Zeit drang hier herauf in die große Einſamkeit der Berge.

In Sturm und Schneetreiben, im Knarren des Holzes, im Rauſchen der Wipfel kam mit jagenden Wolken das Frühjahr über die Berge. Die dichten Schneemaſſen löſen ſich, die Wege weichen auf, junger Saft treibt in den Bäumen empor und lockt in die Weite. Bei Nacht ziehen wilde Gänſe am Himmel, und bei Tag keimt zartes grünes Gras am Berghang. Schwerer wurde die Arbeit im Holz, gellender kreiſchten die Sägen, da der Baum wieder Leben bekam. Regenſchauer rauſchten auf die Hütte nieder, Windſtöße pfeifen im Schornſtein. Hoch oben im Bergwald heult der Wildkater, der Kuder, ſein Liebeslied, die Eulen ſchreien ſich von den wehenden Wipfeln ihre Frühlingsliebe zu, die Sonne ſteigt tiefrot auf, umweht von jagenden Wolkenroſſen.

An einem ſolchen Morgen gab Dietrich dem Gerberwaſtl zum letztenmal die Hand. Dann ſtieg er hinunter ins Tal, ein großer, braungebrannter Burſch, und ſuchte Arbeit. Er ſprach auf einigen Bauernhöfen vor und wanderte zwei Tage durch München. Aber für die Landarbeit war es noch zu früh, und in der Stadt wurde er abgewieſen, weil er nicht organiſiert ſei. Ein paar Tage konnte er immer nur bleiben.

Als im April die helle Sonne über der goldenen Pfalz ſtand, ging er über die Mannheimer Rheinbrücke. Franzöſiſche Soldaten ſtanden links und rechts und prüften die Papiere. Dietrich reichte wortlos ſeine letzten Arbeitsbeſcheinigungen, wurde durchgelaſſen. Er ſah ſich um nach den fremden Soldaten — hier kam ihm erſt ganz zum Be-

wußtſein, wie völlig verſklavt und verknechtet dieſes Land war. Vorübergehend arbeitete er in Oggersheim, aber er bekam Krach mit einem kommuniſtiſchen Werkmeiſter, warf ihm das Geſchirr vor die Füße und ging. In Neuſtadt wurde er einen Tag angehalten, weil die Beſatzung ihn für verdächtig hielt, dann ließ man ihn wieder laufen. Er ging hinauf in die Haardtberge, wo wieder rauſchende Tannen ſtanden. Es war eine böſe Stimmung im Land, überall hatte der Franzoſe ſeine Horcher, und die Leute ſaßen abends eng zuſammen am Weintiſch in den Kranzwirtſchaften, wo man einander kannte. Hitzige Reden flogen herüber und hinüber.

Als am blutigen Oſtertag 1923 in Eſſen die Kruppſchen Arbeiter von franzöſiſchen Soldaten zuſammengeſchoſſen wurden, da flackerte es durch die Pfalz. Es hieß, die Franzoſen wollten ihre Separatiſten, das angeworbene Geſindel, von Trier aus in die Pfalz einmarſchieren laſſen. Unter der Hand warben Verräter für eine pfälziſche Republik. Ständig kam es zu Zuſammenſtößen mit der Beſatzung.

In einem Gaſthaus in Kaiſerslautern, wo Dietrich abends einkehrte, ſaß die Stube geſteckt voll Bauern, die vom Markt kamen.

„Rausſchmeißе müßt man die Landesverräter! I ſag immer, wenn ſie hier auch ankomme mit die Lompehond, die Separatiſchte, i grab noch mei Gewehr aus mit meine ſechzig Jahr, wir ſchlage die Sens grad, wir ſchmeißen ſie zum Ländle naus! Nachbarn und Freund — es geht nit mehr, uns hilft hier keiner, wenn wir uns nit ſelber helfe!“ Der große ſchwere Mann mit der Hakennaſe über dem braungebrannten Geſicht ſprach offen und laut über den Tiſch weg.

Die andern Bauern nickten Beifall. „Sei vorſichtig, ſie höre mit! Sie habe ihre Agenten überall, in Gimmeldinge habe ſie auch zwei Mann verhaft't.“

„Un wenn ſe mi verhafte, i ſag doch, die Pfalz bleibt deutſch und iſt deutſch und wird alleweil deutſch bleibe, und mir haben's ſatt!“

Dietrich ſtand auf und trat an den Tiſch heran, ſah den alten Bauern an: „Eben iſt da hinten einer hinausgegangen, ſeien Sie vorſichtig!“

„Vater, Vater“, ein braunäugiges Mädchen mit ſchmalem Geſicht legte ihrem Vater die Hand auf den Arm: „Vater komm glei, es ſind Spione hier!“

Da öffnete ſich auch ſchon die Tür, zwei franzöſiſche Soldaten und ein Zivilиſt erſchienen, traten auf den Bauern zu: „Sie ſind verhaftet. Sie haben ſoeben aufrühreriſche Reden gegen die hohe alliierte Beſatzung geführt.“

Die franzöſiſchen Soldaten ſtanden Gewehr im Anſchlag.

Der große ſchwere Mann trat hinter dem Tiſch hervor: „Na alsdann, ihr Miſchtviecher!“

„Allon, metez vous en marche!“ Der franzöſiſche Agent winkte.

Der Bauer trat ganz dicht auf ihn zu: „Jo, jo, alsdann kannſt mi!“

Sie führten ihn ab, einer nach dem andern folgte auf die Straße, nur das Mädel blieb ſitzen.

Dietrich trat auf ſie zu: „Zu ſpät, leider zu ſpät! Wir müſſen Ihren Vater herausholen.“

Sie deutete, ohne ein Wort zu ſagen, nach dem Hof, wo ein kleiner Wagen ſtand. Raſch ſpannte Dietrich das Pferd in die Deichſel, und ſie fuhren hinter den franzöſiſchen Soldaten her, die den Bauern abtransportierten. Die Menſchen auf den Straßen ſtanden ſtumm, mit verbiſſenen Geſichtern, ein graubärtiger Schuhmacher ballte aus ſeiner Ladentür den Franzoſen die Fauſt nach. Am Gefängnistor, hinter dem der Bauer verſchwunden war, hielten zwei Marokkaner Wache.

Das Mädel faßte voll Angſt Dietrich bei der Hand: „Was werde ſie mit dem Vater mache?“

Dietrich verſuchte ſie zu beruhigen und ſagte dann leiſe zu dem einen Marokkaner auf arabiſch: „Gib mir den Weg frei, wenn ich zu dem Mann will, den ſie eben hineingebracht haben!“

Der Marokkaner ſah ihn an: „Ich habe jeden Nachmittag hier die Wache — aber was gibſt du mir dafür?“

„Jedesmal zehn Franken!“

Der Marokkaner grinſte über ſein braunes Geſicht: „Für meinen Kameraden auch ſoviel!“

„Abgemacht!“

„Was haben Sie mit dem Kerl geſprochen?“ fragte das Mädel beſorgt.

„Ich habe mit ihm in ſeiner Sprache geredet, die ich kenne, da ich meine halbe Jugend im Orient gelebt habe. Ich heiße Dietrich Jäger, meine Mutter ſtammte hier aus der Pfalz.“

„Ich heiße Renate, mein Vater hat den Hof über Hohenpeter. Mein Bruder ist im Felde gefallen, meine Mutter ist kränklich, nun haben sie den Vater verhaftet, was soll ich nur tun?"

Dietrich half ihr auf den Wagen: „Ich habe mit dem Marokkaner ausgemacht, daß Sie zu Ihrem Vater können, wenn niemand von den Offizieren da ist. Man muß ihm etwas Geld geben, dann kommt man durch, jedenfalls einstweilen!"

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch! Könnten Sie mich nicht nach Hause fahren und bei uns bleiben, bis des Vaters Schicksal geklärt ist? Meine Mutter wird einverstanden sein."

„Darf ich das wirklich, Fräulein Renate? Ich habe kein Zuhause mehr."

Seit jenem Tage wirtschaftete Dietrich auf dem Hof mit den zwei Knechten, als ob es sein eigener Besitz wäre. Die alte Mutter sprach nicht viel. Vielleicht war sie innerlich einverstanden, vielleicht ergab sie sich einfach in das Schicksal. Ein paarmal fuhr er Renate nach Kaiserslautern, und es glückte ihr, durch reichlich verteiltes Schmiergeld zu ihrem Vater zu gelangen. Der alte Bauer saß wie ein trotziges Tier in seiner Zelle. Einen Rechtsanwalt hatten die Franzosen nicht zu ihm gelassen. Er machte sich schwere Sorgen, daß ihm das Kriegsgericht der Besatzung seinen Hof beschlagnahmen werde. So stellte er sich geisteskrank. Als man ihn vernahm, konnte er sich an nichts erinnern, murmelte wirres Zeug vor sich hin. Am liebsten wäre er dem französischen Auditeur an den Hals gesprungen. Die Franzosen wurden nicht klug aus ihm, ließen ihn sitzen, um ihn zu beobachten. Man legte einen andern Gefangenen zu ihm in die Zelle. Aber der schlaue Bauer merkte wohl, daß er nur ausgehorcht werden sollte, baute sich vor dem Spitzel auf und brüllte ihn mit Gesangbuchversen an. Wenn der Franzose ein Gespräch anfangen wollte, trat der schwere Alte vor ihn und begann: „In allen meinen Taten, laß ich den Höchsten raten ..." Dabei schrie er so laut, daß das tröstliche Lied gleich einer einzigen Verfluchung klang. Als er das einmal eine ganze Nacht fortgesetzt hatte und seinem Zellengenossen von Zeit zu Zeit bedrohlich auf den Leib gerückt war, gab man es mit ihm auf. Vor ein Gericht

stellen wollte man ihn nicht, um nicht den Eindruck zu erwecken, man urteile einen armen Geisteskranken ab — so ließ man ihn eben sitzen.

Bald darauf wurde der geldbedürftige Marokkaner abgelöst, und auch das Unterpersonal im Gefängnis wechselte. Renate kam nun nicht mehr zu ihrem Vater hinein. Sie sorgte und grämte sich bitterlich, versuchte, wenigstens von den Franzosen etwas über ihn zu erfahren, aber alles blieb vergeblich. Zum Glück nahm jetzt der Hof Dietrich und Renate voll in Anspruch. Die Arbeit führte die beiden zusammen, ohne daß sie viel Worte davon machten. Das Gesprächsthema stand jeden Abend fest: der gefangene Vater und der Hof mit allen seinen Sorgen, mit Vieh und Pferden, Heu und Korn und dem großen Weinberg. Dietrich erfüllte die Arbeit hier mit einer tiefinnern Befriedigung, wie nie zuvor, und manchmal, wenn die schlanke Renate zu ihm hinüber sah, ging ein Glücksgefühl durch ihn, das er bisher nicht gekannt hatte.

Im Lande wurde es immer trostloser. Der Druck der Besatzung verschärfte sich, und als die Zeit der goldenen Weinlese kam, standen die Tage des Schreckens vor der Tür. Separatisten waren im Anmarsch, die deutschen Behörden wurden überall von der französischen Besatzung lahmgelegt. Verräter fanden sich, die mit Feuereifer an der Lostrennung der Pfalz vom Deutschen Reich arbeiteten. Es lag wie drückende Gewitterschwüle über dem Land. Dann brach das Unglück herein. Der Separatismus schlug los, besetzte schlagartig die Städte. Durch die Nächte rasten Lastkraftwagen mit verrohten, verkommenen Burschen. Der Verräter Heinz aus Orbis riß mit einer Anzahl gekaufter Subjekte Neustadt, Germersheim, Kaiserslautern und Landau an sich, eine neuerfundene Separatistenfahne sollte über der Pfalz wehen.

In diesen Tagen war Dietrich plötzlich verschwunden. Erst nach einer Woche tauchte er wieder auf und bemerkte ganz nebenher, daß er bei dem Gefecht von Lamprecht dabei gewesen sei, als plötzlich deutsch gesinnte Abteilungen, Freiwillige, die sich zusammengefunden hatten, den Separatisten den Weg auf Speyer verlegten. Sie hatten die feigen Horten in die Flucht geschlagen, aber auf die Dauer nützte das nichts, denn die französische Besatzung deckte und unterstützte die Verräter, die nur von Feindes Gnaden lebten. Am 11. November 1923

setzten sich die Separatisten auch in Speyer fest – zwei Tage, nachdem die Hitlerdemonstranten in München an der Feldherrnhalle zusammengeschossen waren und die Sonne über Deutschland zu erlöschen schien.

Es folgten Monate tiefsten Winters, tiefster Nacht. Aber in jener Zeit fanden die Getreuen zusammen. Heimlich traf sich, was in der Pfalz ein deutsches Herz hatte, heimlich gingen die Fäden von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus.

Auch auf dem Hof war eines Tages eine Separatistenbande erschienen und hatte „requiriert", das heißt gestohlen. Zum Glück sah Dietrich sie schon von weitem kommen, und so konnte noch alles in Sicherheit gebracht werden, vor allem der Wein, denn wenn das Gesindel etwas Trinkbares sah, war es nicht wieder loszuwerden.

Das Treiben der Separatisten wurde immer widerwärtiger und gemeiner. Hier wurde ein Schullehrer verhaftet, dort ein Gehöft ausgeplündert, hier ein Deutschgesinnter erschlagen und dort eine Gastwirtschaft ausgeräumt. Die Franzosen deckten alles, ja General de Metz, der eigentlich Levi hieß, erklärte zynisch, er werde so lange alle Teufel auf die Pfalz loslassen, bis das Volk „Vernunft annehme" und sich dem Willen Frankreichs füge. Das war allen bekannt. Es war aber auch bekannt, daß die raubenden und stehlenden Separatistenhorden immer mehr vertierten.

Lange hatten Renate und Dietrich sich im Kampf um die Heimat gefunden. Manchmal kann ein kluges und geschicktes Mädchen viel eher etwas durchführen als ein Mann. Renate ging mit dem Henkelkorb ins Dorf und brachte Waffen in den Hof herauf, die Dietrich in das Versteck an der alten Römerschanze im Wald trug, Revolver und Handgranaten, die den Separatisten nicht in die Hände fallen sollten. Dietrich war oft tagelang weg, radelte über Land, mit der ewig gleichbleibenden Ausrede vor neugierigen Fragern, er wolle seine Verwandten besuchen. Er kannte bald die abgelegenen Wege in der Haardt und im Pfälzer Wald, im Bienwald und auf der Sickinger Höhe. Einmal lag er mitten im Winter eine ganze Nacht auf dem Zigeunerberg hoch über Neustadt, als er und seine Kameraden einen Transport

der französischen Regiebahn – die Eisenbahnen waren von den Franzosen übernommen und wurden von der deutschen Bevölkerung boykottiert – sprengen wollten. Der Anschlag mißlang, die Bewachung war zu stark, welche die wichtige Strecke nach Neustadt schützte.

Es war kein offener Bandenkrieg in der Pfalz, aber einheitlicher Widerstand des ganzen Volkes gegen die Separatisten und den brutalen Zugriff der französischen Besatzungsbehörden bei den fortgesetzten Zusammenstößen.

Am 9. Januar 1924 ging ein Aufrauschen des Jubels durch das Land. Durch raschen Handstreich war es gelungen, im Wittelsbacher Hof in Speyer Heinz Orbis niederzuschießen, den rohen eitlen Separatistenpräsidenten. Das Volk geriet in Bewegung, verstärkte seinen Widerstand, fiel hier und dort über die Separatisten her, deren Sache nun auch die Franzosen für verloren hielten.

„Nach Pirmasens, nach Pirmasens!" Am frühen Morgen fuhren Dietrich, Renate und einige Kameraden auf ihren Rädern los. Eine geheime Parole war durchgegeben worden. Um das Bezirksamt ballen sich die Massen. Drinnen sitzt die Separatistenbesatzung, draußen steht das Volk. Die Stunde der Rache ist sichtbarlich herangekommen. In Sprechchören fordert die Menge den Abzug der Separatisten.

Plötzlich kracht es. „Sie schieße, sie schieße!"

Vorne sinken einige zu Boden, aus dem hellerleuchteten Bezirksamt schlägt wütendes Gewehrfeuer heraus. Feuerwehr rückt an, macht ihre Leitern bereit, um zum Sturm vorzugehen. Die Separatisten schießen, was die Läufe hergeben. Draußen gibt es immer neue Verwundete und Tote.

„Ein Arzt erschossen! Sie schießen auf Ärzte, die Lumpe, die Landesverräter!"

Schreie rasender Empörung branden auf. In diesem Augenblick bricht die Menge gegen das Gebäude vor, schlägt die Fenster ein, dringt hinein. Dietrich packt eine brennende Petroleumkanne, rechtzeitig herbeigeholt; hinein mit ihr durchs Fenster! Schon lecken die Flammen an den Gardinen hoch, fressen durch die trockenen Amtsstuben. Wo eben noch Gewehrfeuer herausschlug, prasseln jetzt die Flammen.

Die Separatisten schießen noch immer vom obersten Stockwerk. Durch die eingedrückte Tür, die schwelende Treppe hinauf stürmen die

CH.

Befreier. Das Volk ſteht in Tauſenden. Die Separatiſten möchten heraus, der eine oder andere ſpringt zum Fenſter hinaus. Aber ehe er auf die Beine kommt, wird er in die rauſchenden Flammen zurückgeworfen.

Dietrich ſteht oben, kantet einen ſchmierigen, ſchwerbewaffneten Separatiſten über die Treppe, während die Flammen ſchon zum Dachgeſchoß hinausbranden. In wildem Jubel ſchreit er: „Stürmt, ſtürmt! Deutſche Revolution!“

Kein Separatiſt kommt aus dem brennenden Bezirksamt. Zu gut hat die heimliche Leitung vorgeſorgt, der Dorfſchullehrer Bürckel, der im verborgenen, von den Häſchern geſucht und gehetzt, den Kampf und Widerſtand des Pfälzer deutſchen Volkes geführt hat.

Pirmaſens brennt. Die Flammen ſchlagen hell über des Reiches Weſtmark, verzehren in ſich den Verrat, die Niedrigkeit und die Gemeinheit. Dietrich möchte immerfort ſchreien vor Jubel. Hier iſt das Deutſchland, das er draußen in der Fremde ſuchte. Hier iſt die Nation aufgeſtanden, die vielen Tauſende Unbekannter, und hat ihr Schickſal ſelber in die Hand genommen. Hier brennt das erſte Stück von Verſailles in lohenden Flammen.

„Deutſchland, Deutſchland über alles ...“ wie ein Gebet brauſt das ſo lange verbotene Lied gen Himmel, während die Verräter zu Kohle und Aſche verbrennen.

Die beiden jungen Menſchen ſtehen Hand in Hand im Schein der rauſchenden Flammen, aus denen die deutſche Freiheit aufſteigen will.

„Haſt du nun heimgefunden, Dietrich?“

„Ja, Renate! Hier bei dir ſein, in dieſem Volk! Darum mußte ich durch all die Irrfahrten gehen — um die Heimat wiederzufinden, die Heimat, die aufſteht, die endlich erwacht, nach der ich mich geſehnt habe in Verbitterung und Trotz und Heimatloſigkeit. Renate, dieſe Heimat wollen wir ſchützen, für die wir zuſammen gekämpft haben als Hüter der Weſtmark!“

Johann von Leers

Der Junge von der Feldherrnhalle

Mit 18 Bildern von Werner Thomton

In Leinen gebunden RM. 2.50

Johann von Leers erzählt hier das Schickſal eines deutſchen Jungen, der ſeinen Vater im Weltkrieg verlor, in den Wirbel des untergehenden deutſchen Reiches hineingerät und über Freikorps und vielerlei Kämpfe zu einem Gefolgsmann Adolf Hitlers wird. Die Wege des kleinen Rolf von der Kohlrübenzeit über den Kampf im verſinkenden Deutſchland, von dem ſtillen Hof in Schleswig bis in die Kugelgarben des November 1923 werden in farbigen Szenen voll Tempo wiedergegeben. Was hier geſchildert wird, iſt alles wirklich einmal erlebt worden, nichts iſt völlig frei erfunden. Es iſt ein männliches Buch, das nichts verniedlicht und verſchönt, das den furchtbaren Ernſt veranſchaulicht, in dem die Kriegs- und Nachkriegsjugend herangewachſen iſt.

In allen Buchhandlungen zu haben

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART

„Der Gute Kamerad"

Seit Jahrzehnten die Zeitschrift der deutschen Jungen,

trägt nach Inhalt und Form den heutigen Interessen und Bedürfnissen in jeder Hinsicht Rechnung. Das spiegelt sich wider in den Plaudereien über Fragen der Zeit und in anregenden Aufsätzen aller Art, in Schilderungen vom Leben und Wollen der neuen deutschen Jugend und in spannenden Fahrtenberichten. Sport, Technik und Naturwissenschaft kommen natürlich ganz besonders zu ihrem Recht. Für den „Wissensdurstigen" in Stadt und Land weiß „Der Gute Kamerad" auf alle Fragen immer eine zuverlässige Antwort zu geben. Ein weit ausgebauter Briefverkehr und Tauschmarkt verbinden die Leser diesseits und jenseits der Grenzen zu treuer Gemeinschaft. Nimmt man zu den packenden Fortsetzungserzählungen zum „Schmökern" noch die Anleitungen für Bastelleien, Experimente und Sammelsport sowie den reichen Bildschmuck, so rundet sich das Vielerlei zu einer großen, bunten Welt. Auch für den neuen Jahrgang steht ein reiches Programm fest, das seine Vorgänger an guter zeitgemäßer Unterhaltung in Wort und Bild womöglich noch zu übertreffen sucht.

„Der Gute Kamerad" geht mit der Zeit — darum gehe auch Du mit dem **„Guten Kameraden"**

Bezugspreis vierteljährlich (13 Hefte) RM. 2.85 • Probeheft kostenlos

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART

Leers / Kanonen über der Steppe

18

12-18